MONTROYAL: EINE ERZÄHLUNG VON DER MOSEL. UNTER DER ERDE.

3

Ernst Pasqué





<36631497920013

Montroyal.

Eine Erzählung von der Mosel

von

Ernst Pasqué.

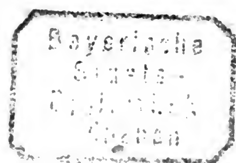
Verfasser von: „Das Griesheimer Haus.“ — „Die Komödiantenhexe.“
„Der Goldengel von Cöln“ ꝛc.

Dritter Band.





Berlin, 1873.
Druck und Verlag von Otto Janke.

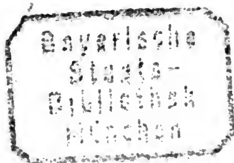


Inhalt.

Dritter Band.

Unter der Erde.

Unter der Erde.



Erstes Capitel.

Fahrten des Komödianten.

Hans-Görgel und die Seinen waren in Köln angelangt, doch hatte die Reise länger gedauert, als man vorausgesetzt. Schiffer Göbels war ein fast ebenso großer Verehrer des köstlichen Rebensafts, als der Komödiant, und seine Reise durch das Weinland hatte er benutzt, um die Sorten der verschiedenen Ortschaften durchzukosten, wobei Hans-Görgel ihm dann redlich half. Wo der Trank gut war, machte man längeren Halt, und da er nirgends schlecht befunden, so hielt man eben überall an und so lange, als nur möglich. Der Acteur, ein ehemaliger Student einer sächsischen Universität, war der Dritte im Bunde geworden, und diesem Zecher-Trifolium stand ein anderes von Zecherinnen gegenüber, das auch

die köstliche Himmelsgabe durchaus nicht verachtete. Die drei Schauspielerinnen, Mutter und Töchter, tranken für ihre verschiedenen Alter ganz leidlich, und so konnte es denn nicht fehlen, daß die Fahrt eine ebenso angenehme, als überaus lustige wurde. Zum Ueberfluß — oder vielmehr aus wohlweiser Vorsicht, damit man auf dem Wasser keinen Durst leide, wurde dem Fahrzeug noch ein riesiger Krug angehängt, der lustig hinter der Reisegesellschaft herschwamm. Die Moselfluthen hielten den Wein hübsch kühl, dafür brannte die Sonne den Reisenden recht tüchtig auf die Köpfe herab, und da dieser Brand gelöscht werden mußte, so fand sich der Krug bei jedweder Landung bis auf den letzten Tropfen geleert und einer neuen Füllung bedürftig, die ihm denn auch stets mit größter Zuvorkommenheit wurde.

Die Reisegesellschaft war eine sehr bunte. Die Mutter der beiden Mädchen, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, von fast riesiger Größe und entsprechendem Umfang, mit einem Gesicht, das ohne Schminke in grellrother Farbe prangte, führte mit kräftiger Baßstimme und unverkennbarem kölnischen Dialect das große Wort — wenn näm-

lich der Herr Gemahl seinen Rausch ausschlief, oder keine Späße machte, um dem Schiffer auf dem Wege der Güte oder mit List eine tüchtige Zeche abzugewinnen. Hans-Görgel hatte die Frau kurz nach seiner Rückkehr aus Holland kennen gelernt: sie war die Wittwe eines kölnischen Puppenspielers, die mit ihrer Tochter und einem „Gehülfen" die rheinischen Lande durchzog. Der lustige Hans-Görgel ersetzte ihr bald nicht allein den stumpf gewordenen Gehülfen, sondern auch den gestorbenen Gatten, wogegen er an der starken Frau und ihrem Puppenspiel eine Stütze erhielt, die ihm gestattete, mit ziemlicher Bequemlichkeit und der nöthigen Lustigkeit durch das Leben zu gehen — wenn er sich auch dabei willenlos ihrer Führung, oder vielmehr der ihres Pantoffels, unterwerfen mußte, welcher jedoch stellenweise mehr einem Holzschuh glich, als jener, so zart benannten Fußbekleidung. Ein Töchterchen, Heloise getauft, doch Loisle genannt, entsproß dieser Ehe, und als beide Mädchen herangewachsen — Gertrude, das Kind aus erster Ehe, war etwa zehn Jahre älter, als ihre Schwester — da faßte Hans-Görgel den kühnen Entschluß mit seiner ganzen Familie vom Puppenspiel zur Bühne,

vom Handwerk zur Kunst überzugehen. Der große Erfolg, den er als lustige Person, als das „Henneschen" des Puppenspiels immer gehabt, bestärkte ihn in dem Glauben, auch als wirklicher „Hanswurst" auf der Bühne glänzen zu können. In seiner Familie gedachte er die nöthige Unterstützung zu finden. Seine Töchter, die beide recht hübsch geworden, konnten ihn trefflich unterstützen, nur die Verwendung seiner Frau schien ihm zweifelhaft. Dieselbe hatte zwar im Puppenspiel mit ihrem Baßorgan nach Bedürfniß entweder den „Bestevader" oder die „Marizebill", den Doctor, den Büttel oder den Nachbar „Tünnes", und immer unter größtem Beifall ihres verehrungswürdigsten Publikums, gespielt, doch sie als Heldin auf der Bühne vorzuführen, durfte etwas gewagt sein. Ihre Persönlichkeit war zwar eine durch und durch heldenartige, aber der kölnische, durch nichts zu corrigirende Dialekt?! Doch, bah! Auch darüber setzte sich der unternehmungslustige Görgel hinweg; man brauchte ja keine Gottsched'schen Tragödien zu tragiren, sondern konnte Burlesken nach den Schablonen der Puppenspiele improvisiren, Haupt- und Staats-Actionen, die in fremdländischer Gegend, etwa in

der Türkei oder Asien spielten, den „großen Soliman“ oder die „asiatische Banisse“, und da konnte die kölnische Aussprache sogar als Lokalton gelten. Noch einen anderen Zweck verband Görgel mit diesem Uebergang zur Kunst: er gedachte sich dabei der oftmals sehr beschwerlichen Herrschaft seiner Gattin zu entledigen, und darin hatte er richtig speculirt.

Die große Puppenspielerin ging mit Vergnügen auf den Vorschlag ein; eine größere Bude, das heißt die Requisiten zu einer solchen wurden angeschafft, die nöthigen Kostüme zusammengeflickt, und nun begann man sofort in größerem Styl zu operiren. Die Burlesken gelangen, doch in den Staatsactionen zeigte sich die starke Frau sehr schwach und der Hülfe ihres gewandteren Gatten bedürftig. Hans-Görgels Ziel war erreicht, seine Frau wurde abhängig von ihm und er nun stellenweise Herr der Situation, wie auch der seines starken Weibes.

Das Geschäft ging gut, die vier Personen spielten für zehn. Die beiden Mädchen und die Mutter agirten an einem Abend, wenn es sein mußte, ein Dutzend Rollen: Weiber und Männer, Liebhaber, Greise und Bösewichter

in welch letzterem Fach sich besonders die Frau Prinzipalin auszeichnete. Da erhielt die Bande einen Zuwachs. Ein der Universität entlaufener Student, Schmeißer mit Namen, der die Kunst über Alles liebte, wie er sagte, doch gewiß noch weit mehr die Freiheit, das heißt: Nichtsthun, Spiel, Wein und Mädchen, ließ sich anfänglich gegen Kost und Obdach als Kunstjünger anwerben und zeigte sich bald als ein in allen Fächern so verwendbares Subject, daß die Frau Prinzipalin, welche immer noch die Kasse führte, ihm solcher und anderer Vorzüge halber, einen ganzen Brabänter als Wochengage bewilligte. Herr Schmeißer unterrichtete sie, und dieser Unterricht wirkte so wohlthuend auf die starke Frau, daß sie ihre Rollen noch Eins so herzhaft herunterbrüllte — nein agirte. Nun verlangte auch die ältere Tochter Trude nach gleichen Lectionen und nur zu gerne — nach Ansicht der Mutter — verstand sich der gelehrte Herr Schmeißer dazu. Nach einiger Zeit gedachte der galante Acteur auch die jüngere Tochter Loisle in das innere Heiligthum der Kunst einzuführen, doch hier stieß er auf dreifachen Widerstand. Während es dem guten Vater Görgel vollständig gleich war, wie seine Fa-

milie, seine Actricen studirten — wenn er nur seinen freien Willen haben konnte — widersetzten sich die Mutter und Trude in energischster Weise dieser weiteren Ausdehnung der Lehrthätigkeit des eifrigen Kunstjüngers. Da nun auch Loisle keinerlei Lust zu haben schien, sich durch Herrn Schmeißer in der theatralischen Kunst vervollkommnen zu lassen, so mußte der Lehrer sich mit seinen beiden früheren Schülerinnen, die ältere Rechte auf ihn hatten, begnügen. Diese nahmen ihn und seine Belehrung denn auch fortan derart in Anspruch, daß dem Armen oder Glücklichen weder Zeit noch Lust zu einer anderweitigen Unterweisung blieb, und wäre sie auch die einfachste und unschuldigste von der Welt gewesen.

So stand es um die kleine, doch recht bunte Komödiantengesellschaft, welche da so lustig und weinselig die Mosel, dann den Rhein hinabschwamm.

Doch auf dieser Reise, und noch bevor das Ziel, die hillige Stadt Köln, erreicht war, sollten die Verhältnisse sich vollständig ändern, zum Schaden der beiden anderen Schülerinnen und des blinden Vaters, Gatten und Prinzipals.

Das langandauernde enge Beisammensein der vielen Personen in dem nicht großen Fahrzeug, die mehr als heitere Stimmung, in welche der köstliche Wein die Reisenden, und besonders die weiblichen, versetzte und fortwährend erhielt; die Ruhepunkte, welche bei solchem lustigen Leben und Treiben nicht ausbleiben konnten, als Schlaf und Dusel der Mutter und Tochter — dies Alles hatte der wohlerfahrene Herr Schmeißer so gut zu benutzen gewußt, daß das bisher so widerspenstige Loisle sich endlich, wenn auch nur im Geheimen, zu dem so eifrigst angebotenen Unterricht verstand. Die junge sentimentale Schauspielerin konnte sogar bald kaum den Augenblick erwarten, wo Herr Schmeißer beginnen würde, und da Mutter und Schwester ihr ganz gewiß wieder Hindernisse in den Weg legen würden, so hatten Lehrer und Schülerin beschlossen, sich dieser störenden Unannehmlichkeit zu entziehen und bei erster bester Gelegenheit — durchzugehen — natürlich einzig und allein nur deshalb, um ungehindert von fremdem Einfluß studiren zu können.

Als daher endlich, nach langer und schöner, nur etwas kostspieliger Fahrt — wie sich der Prinzipal mit sauerer

Grimasse sagen mußte — das Schifflein in Köln gelandet, die Gesellschaft ihr Nachtquartier im „schwarzen Bären“ auf dem Heumarkt, einer wohlrenommirten Komödianten- und Fuhrmanns-Herberge, bezogen, und am andern Morgen Hans-Görgel mit Hülfe der Seinigen die Bude aufschlagen wollte, die Latten derselben und zugleich die Häupter seiner Lieben zählte — siehe! da fehlten, wenn auch just keine Sparren und Zelttücher, wohl aber Herr Schmeißer und das schüchterne Loisle, und was noch weit schlimmer, wahrhaft entsetzlich war — auch die allerbesten und glänzendsten Garderobenstücke. Sie waren sammt und sonders dahin, wie sehr die drei Hinterbliebenen auch nach ihnen suchten, lamentirten und zur Abwechselung sie verwünschten.

Mit den Vorstellungen, den Haupt- und Staatsactionen war es aus, denn zu Dreien und ohne Kostüms konnte man keine Heldenstücke, keine grauslichen Tragödien aufführen. Nur Possen, Burlesken und komische Ballets à trois waren möglich.

Doch es sollte noch schlimmer für den armen Hans-

wurst und seine Hälfte kommen, auch das Letztere unmöglich werden und nur das Allerletzte ihnen bleiben.

Hätte auch die starke Mutter das Verschwinden des undankbaren, verrätherischen Lehrers und Collegen verschmerzen können, mit der Zeit auch ganz sicher verschmerzt, Trude konnte den Verlust des Ersteren nicht überwinden. Nur ein Gedanke beseelte sie, und in zwei Worten gab sie ihm Form und Gestalt: „Ihm nach!"

Am zweiten Morgen fehlte daher auch sie in dem liebenden Kreise ihrer Familie und der arme Hanswurst stand nun mit seiner kinderlosen Gattin verwaist und verlassen da in der weiten Welt, das heißt, vor der Hand in der großen Stadt Köln.

Nnn war Alles aus, weder Tragödie noch Posse mehr möglich, und das Elend grinste bereits höhnisch die armen Komödianten an.

„Sie ist ihm nachgelaufen!" schrie die Mutter wuthentbrannt und schmerzdurchzuckt, einen zweiten Dolchstich in ihrem Busen fühlend, der ihr bis an's Herz dringen wollte.

Doch die Starke bezähmte ihren gewaltigen Schmerz und zeigte sich bald in ihrer ganzen Größe. Sie war wieder die Alte geworden; es schien fast, als ob der Alp, der, seitdem sie Komödiantin, oder vielmehr „Künstlerin", Heldin und Prinzipalin geworden, auf ihr gelegen, ihre Kraft gebannt, mit einem Mal von ihr gewichen sei, und mit ihrer kräftigsten Stimme, im tiefsten Baß, sprach sie nur ein Wort, und dies höchst gelassen aus: „Kreppche!" — was auf Kölnisch so viel bedeutet als „Puppentheater."

Hans-Görgel wußte nun, woran er war, was ihm bevorstand; er sollte wieder Puppenspieler, „Hennesche", der Sclave seines Weibes werden. Diese Aussicht, welche ihm nichts weniger als schön dünkte, erschütterte ihn so gewaltig, daß all seine Lebensgeister in Bewegung geriethen und förmlich durcheinandergeschüttelt wurden.

Dies erzeugte als endliches Resultat einen Geistesfunken, der electrisch wirkte und die Nacht, in welcher er umhertappte, freundlichst erhellte. Auch er gab ihm, doch nur ganz in der Stille, damit es seine Frau nicht höre, durch ein einziges Wort passenden Ausdruck und murmelte: „— Wenz!" —

Eine grinsende Grimasse, dann war Alles zu Ende, das Verderben seines Weibes beschlossen.

Am dritten Morgen erwachte die Gattin auf ihrem strohernen Lager des schwarzen Bären und fand sich — entsetzlich! — mutterseelenallein! Das Gräßliche war geschehen, ihr Gatte war, wenn auch nicht den Weg der Anderen gegangen, doch ebenfalls verschwunden, und verschwunden mit ihm waren die alten Puppen, welche sein Weib wie ein Heiligthum, als eine Erinnerung alter schöner Zeiten, oder als — letztes Mittel aufbewahrt hatte. —

Hans-Görgel war fort, die Puppen waren fort, die ganze Bande war fort! nichts war der Armen geblieben, als die wenigen Sparren, die halbgeflickten Tücher der Bude. Doch die Frau verzweifelte noch immer nicht. So viel bunte Lappen und Lumpen blieben ihr immer noch, um neue Puppen fabriziren zu können; einen passenden Repräsentanten für das „Henneschen" gedachte sie auch schon unter der lustigen Jugend ihrer Vaterstadt zu finden, dem sie Lehrmeisterin sein könne, und rasch ging sie an's Werk. Die ehemalige Heldin, die „asiatische Banisse",

flickte Bude und Puppen zusammen, und bald konnte ihre kräftige Baßstimme von der Emporbühne ihres bescheidenen Kunsttempels den staunenden Bewohnern Kölns im Allgemeinen und denen des Heumarkts insbesondere verkünden, daß das „Kölnische Henneschen" mit dem „Bestevader" und der „Marizebill" wieder seinen Einzug gehalten und täglich zwei große Repräsentationes mit funkelnagelneuen Faxen verabreichen würde, à Person auf dem ersten Platz ein Fettmännchen, auf dem zweiten einen Stüber.

Die Kölner folgten der verlockenden Einladung und das Geschäft der starken vielseitigen Frau blühte. Von ihrem undankbaren Gatten, ihren beiden ungerathenen Töchtern hörte sie nie wieder etwas. Doch tröstete sie sich; ihr blieb ja ein dankbares Publikum und ihr Henneschen, das sich gerne ihrer Lehrmethode und auch ihrem Scepter in Form eines Pantoffels fügte.

* * *

Hans-Görgel wanderte der Mosel zu, doch nicht auf der Hauptverkehrsstraße, den Rhein entlang, sondern durch die weit stillere und für ihn sicherere Eifel. Hier brauchte er weder zu fürchten, von seiner Frau eingeholt

zu werden, noch auf seine beiden vagirenden Töchter zu stoßen. Eines wäre ihm so unbequem wie das Andere gewesen, denn sein Weib hätte ihn nicht mehr aus ihren Fängen gelassen, wie er die Töchter wohl nicht mehr los geworden wäre, und solche Anhängsel konnte er nicht gebrauchen, sie paßten nicht mehr zu dem Plan, den er entworfen. Nach Trarbach, dann nach Beurenhof wollte er und dort mit aller Vorsicht sich seinem ehemaligen Kameraden, der sich so hoch emporgebracht, nähern, nicht etwa um ihn zu denunciren — bewahre! — sondern sich sein Schweigen von demselben so gut als möglich bezahlen zu lassen. Doch verschmitzt, wie er war, machte er sich auf Alles gefaßt; der Wenz war ein gefährlicher Cumpan, der wohl vor nichts zurückschreckte, um irgend ein ihm wünschenswerthes Ziel zu erreichen — seine Existenz lieferte ja den besten Beweis dafür — und wer konnte sagen, was er im Stande gewesen zu thun, um sich eines unbequemen Besuches zu entledigen? Es galt also, vorsichtig zu sein, für den Nothfall noch irgend einen Halt zu gewinnen, und einen solchen gedachte Görgel auf seiner Wanderung durch die Eifel schon zu finden. Der Weg,

den vor zwanzig Jahren der Capitain von Beuren und Wenz genommen, um von Mastricht nach dem Montroyal an der Mosel zu kommen, konnte nur durch die Eifel geführt haben: oftmals mußten die beiden Reiter eingekehrt sein, in verschiedenen Orten übernachtet haben und ihre Erscheinung in den französischen, rothen Uniformen zur Friedenszeit war gewiß aufgefallen. So durfte es denn nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, daß sich heute noch irgend Jemand der beiden Reisenden von damals entsinne, und einen solchen Jemand aufzufinden wollte der wieder zum Puppenspieler herabgekommene Komödiant versuchen. Hatte er einen solchen Zeugen, den er, wohl bearbeitet, nöthigen Falls selbst dem Gericht produciren konnte, so war er nicht allein im Stande, den falschen Herrn von Beuren zu jeder Concession zu zwingen, sondern auch von jedem Gedanken an ein Attentat gegen ihn, den ehemaligen Kameraden, abzubringen. Er brauchte dem Wenz nur den Ort, die Person in's Gedächtniß zurückzurufen, zu verstehen zu geben, daß der Betreffende nur auf einen Wink von ihm, dem Görgel, warte, um zu agiren; ferner, daß

selbiger ein wohlversiegeltes schriftliches Document in Händen habe, mit der Weisung, es sofort dem Trarbacher Gericht zu übergeben, im Falle er, Görgel, zu einer bestimmten Frist nicht wiederkehre, oder nichts von sich hören lasse. Herr von Beuren werde ihm Alles glauben, so meinte er, wenn es ihm nur gelänge, irgend einen überzeugenden Halt für seine derartigen Aussagen zu erlangen.

Letzteres einmal erreicht, wähnte der kluge und vorsichtige Hans-Görgel sein Unternehmen — wie sein Leben gesichert und so lenkte er denn seine Schritte der Straße zu, welche von der wallonischen Grenze in die Eifel führte, um dort seine Nachforschungen zu beginnen.

Von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf wanderte Görgel, in den Wirthshäusern, auf den Plätzen, vor den Kirchen seine Possen treibend, Grimassen schneidend, oder hinter einem Tische, einer Bretterwand, mit seinen Puppen die ihm bekannten und geläufigen burlesken Scenen aufführend. Ueberall erregte er das Lachen seiner mehr oder minder zahlreichen Zuhörer, und wenn er auch dabei keine goldenen Berge verdiente, so wurde ihm doch stets so viel,

um angenehm, stellenweise sogar recht lustig, leben zu können. Wo er nur hinkam, sich flüchtig aufhielt, oder übernachtete, immer begann er als Schluß seiner Darstellungen ein Märchen von einem leiblichen Bruder zu erzählen, der als rother Dragoner im französischen Heere gedient, mit seinem Capitain vor etwa zwanzig Jahren von Mastricht nach der Mosel gezogen und seit jener Zeit vollständig verschollen sei. Seiner sterbenden Mutter habe er mit heiligem Eide geloben müssen, dem Verschwundenen nachzuspüren und nicht zu rasten, bis er eine Spur von ihm gefunden. Nur deshalb hätten die Bewohner der kahlen Eifel die Ehre, ihn, Hans-Görgel, den berühmtesten Hanswurst des ganzen heiligen römischen Reiches und der umliegenden Ortschaften hier in ihrer Mitte zu sehen, da es natürlich nur von ihm abhänge, bei den ersten deutschen Komödiantenbanden neben Schröder und Eckhof zu agiren und zu glänzen.

Die Bauern und Wirthe staunten zwar nicht wenig ob dieser lamentablen Mittheilung, doch dies war Alles; über den verschollenen Bruder Dragoner vermochte Nie-

mand ihm Auskunft zu geben, da man sich nicht erinnerte, jemals im Orte oder auf der Straße zwei einzelne Dragoner, weder rothe noch von irgend einer andern Farbe, gesehen zu haben.

Hans-Görgel verzweifelte schier an seinem Unternehmen; die Zeit verging und nichts erreichte er. Doch war er bei seinen Kreuz- und Querzügen der Mosel langsam näher gekommen und beschloß endlich, die Suche aufzugeben, auf eigene Faust, das heißt, allein und ohn Furcht zu handeln. So kehrte er denn eines Tages in einem kleinen Neste ein, das dem Hanswurst in seinem Unmuth noch elender dünkte, als all die erbärmlichen Dörfer und Ortschaften, in denen er in der letzten Zeit seine Gastrollen gegeben. Vor dem Wirthshause, das sein Zeichen weit in die Gasse hinausstreckte, pflanzte er sich mit ausgespreizten Beinen auf, schaute das Schild an, und indem er dabei eine Grimasse, schöner als die andern, schnitt, rief er:

„Zur „Reichskrone“ nennst Du Dich, altehrwürdiges Bauwerk aus Sparren und Lehm? Du hast wohl bis jetzt vergebens auf irgend einen Kaiser, König oder an-

deren Potentaten gewartet, der seinen Einzug bei Dir halten, Deine Krone sich auf's Haupt setzen würde. Heute ist Dir Heil widerfahren! In Deine Mauern wird der König der deutschen Hanswürste einziehen, um unter Deinem bemoosten Strohdach sein Haupt — hoffentlich nicht auf Stroh — zu betten, an Deiner Küche, Deinem Keller sich zu laben und morgen weiter zu ziehen, mit gestärkten Gliedern, gesättigtem Magen und — gefülltem Beutel! Aufgepaßt, Ihr Leute!“ schrie er nun den wenigen Bauern zu, welche staunend stehen geblieben. „Aufgepaßt! der Hans-Görgel, Hanswurst, Jean Pitasche und Kölnisches Henneschen in einer Person, ist da, um Euch eine Vorstellung seiner Künste zu geben. Immer herrrrein! Im Augenblicke wird begonnen — nur vergeßt das Bezahlen nicht! —

„Blafferte, Stüber, Eier und Speck,
Die bittet Hans-Görgel sich aus.
Alles nimmt er, nur keinen — Weck,
Und nichts giebt er wieder heraus!“

Dann stürmte er auf den dicken Wirth los, der lachend unter der Thüre der Herberge stand, umarmte ihn in einem fort, trotz seines Sträubens, und in so drolliger

Weise, daß das Staunen der Bauern endlich in lautes Lachen überging. Wenige Augenblicke später war die Schenkstube der Reichskrone gefüllt und der vergnügt schmunzelnde Wirth konnte nicht genug Wein und Branntwein herbeischleppen. Auf einem Stuhl stand Hans-Görgel und agirte, schnitt Gesichter und Witze, über welche die Bauern, die so etwas noch nie gesehen noch gehört, sich vor Lachen ausschütten wollten.

Bis zum späten Abend dauerte die theatralische Vorstellung des unermüdlich lustigen und gleich durstigen Hanswurstes, dann fand er es endlich an der Zeit, seine Geschichte von dem verschollenen Bruder, der ein rother Dragoner gewesen, zu beginnen. Doch kaum hatte er des Capitains und seines Begleiters erwähnt, als der Wirth laut aufschrie:

„Darüber kann ich Euch Auskunft geben! Hier bei mir haben die beiden Reiter in den rothen Röcken logirt, und dort oben, wo Ihr heute Nacht schlafen werdet, campirt. — Richtig! es werden wohl an zwanzig Jahre seitdem vergangen sein.“ —

„Juchhe!“ antwortete Görgel mit einem Luftsprung, der ihn bald zu Falle gebracht hätte, denn die Beine waren ihm bereits sehr schwer geworden. Dann rief er den Bauern zu: „Morgen eine neue Repräsentation, lauter extra neue und rare Faxen — Eintritt nach Belieben. — Und nun macht, daß Ihr heim zu Euren Weibern und Rindern, Kühen und Kindern kommt — doch Ihr, goldener Wirth zur Reichskrone, erzählt mir von meinem verschollenen rothen Bruder.“

Und der Wirth erzählte was er wußte, doch das war im Grunde nicht viel. Hans-Görgel hatte für den Augenblick genug, wie auch des Weines der Reichskrone; morgen gedachte er mehr zu erfahren, wie auch zu trinken. So ließ er sich denn endlich in sein Schlafgemach führen, um dort seinen kleinen — nein! seinen großen Freudenrausch auszuschlafen, an demselben Orte, wo zwanzig Jahre vorher sein früherer Herr, der arme Capitain von Beuren, wohl die letzte Nacht seines irdischen Daseins verträumt. —

Görgel schlief den Schlaf des Gerechten. Sein Gewissen war rein, denn mit guten Gedanken hatte er sich auf's Ohr gelegt. Den Schuft, den Wenz, konnte und

wollte er nunmehr für die begangene That und ganz gehörig strafen — mindestens die Hälfte seiner Reichthümer sollte es ihn kosten, und mehr wollte er auch nicht für seine Mühen bei dieser gerechten Prozedur in Anspruch nehmen. —

Deshalb schlief er so ruhig in dem Raume, der sonst wohl im Stande gewesen, eigenthümliche Gedanken und Träume in ihm zu wecken.

Zweites Capitel.

Blaubarts Cabinet.

Hubert Walbot hatte seinen Dienst angetreten. Mancherlei zu erledigende Arbeiten fand er vor, wodurch seine Zeit fast vollständig in Anspruch genommen wurde. Als Schreiber war ihm der Schulmeister des Orts, ein stiller ältlicher Mann, beigegeben, der am Morgen die Kinder zu unterrichten und Nachmittags dem Herrn Amtmann oder dessen Stellvertreter mit seiner Feder aufzuwarten hatte. In ihm erhielt Hubert bald eine genügende Stütze, und freie Stunden gab es wieder für den jungen Mann. Wie gerne wäre er nun hinaus nach Schloß Beurenhof gezogen, zu der Geliebten seines Herzens! Doch mußte er sein Sehnen gewaltsam bezähmen, denn er fühlte nur zu gut, daß er nach seinem ersten Besuch bei dem menschen-

scheuen Herrn von Beuren einige Zeit verstreichen lassen müsse, bevor er auf's Neue an dessen Thüre klopfe. Die ihm bleibenden Stunden wußte der junge Mann nicht besser und schöner auszufüllen, als mit Gedanken an Ammi und dem Fertigmachen ihres Bildes. Zugleich drängte es ihn auch, das Bild des finsteren Schloßherrn, wie er es in jener Nacht geschaut, zu malen, und wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, ging er an diese neue Arbeit.

Der böse Blick des Mannes hatte sich seiner Seele tief eingeprägt, und fast gegen seinen Willen erhielt das Gesicht den häßlichen drohenden Ausdruck, mit dem Jener damals dem Maler gegenübergestanden. Hatte Herr von Beuren sich Hubert auch bei der späteren Unterredung in einem überraschend besseren Lichte gezeigt; fühlte der junge Mann auch, daß der Pflegevater seiner Ammi Schonung verdiene — es ward ihm nicht möglich, die Züge anders, freundlicher und menschlicher zu gestalten, als sie ihm zuerst erschienen. Ueberraschend schnell gerieth die Arbeit und bald starrte das Gesicht des finsteren Schloßherrn in wahrhaft erschreckender Aehnlichkeit ihn an.

Ein eigenthümliches, ihm unerklärliches Gefühl des Bangens überkam den jungen Mann, wenn er sein Werk anschaute, das in solchen Augenblicken sein Auge gleichsam gebannt hielt. Es war ihm fast, als ob er einem ebenso furchtbaren, als gefährlichen Feinde gegenüberstehe, gegen den er mit aller Kraft ankämpfen müsse, um ihn zu besiegen und unschädlich zu machen. Dann begann seine Brust sich zu heben, seine Faust sich zu ballen, und sein Auge blitzte herausfordernd in das des unheimlichen Bildes. Bald aber ermannte sich der Träumer wieder; mit einem Lächeln schüttelte er den Kopf über die, seiner erregten Phantasie entsprungenen Bilder und Gedanken, sie mit Macht und frischem Lebensmuth verscheuchend. Doch wenn ihm dies auch gelang, sie kehrten langsam, unmerklich wieder, so lange das Bild vor ihm stand, so oft sein Blick es nur streifte. Da erfaßte er endlich voll Unmuth sein Werk und stellte es bei Seite, die Malerei der Wand zugekehrt, und an seine Stelle pflanzte er das Bild Ammi's auf.

Der böse Zauber — ein solcher schien wirklich von dem Conterfey des finstern Schloßherrn auszugehen —

war gebrochen. Freier athmete Hubert und leuchtenden Auges schaute er auf das holde Antlitz seines Liebchens, deren heller Blick und süßes Lächeln Alles in der Runde zu verklären schien.

An einem Abend suchte Hubert auch den Schäfer Grates auf. Derselbe war am Tage nach Johanni mit seiner Heerde wieder hinaus auf den Berg gezogen, wo er die Nächte in seiner Schäferkarre zubrachte. Hubert theilte dem Alten seine Unterredung mit Herrn von Beuren mit, und mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Grates ihm zu. Manche Aeußerungen ließ er sich wiederholen, und ganz besonders schien ihn die ausgesprochene Vermuthung zu frappiren, daß der Thäter die Kleider seines Opfers, welche man nie habe auffinden können, versteckt haben müsse, und dies wohl am Orte der That.

Die Bewegung, welche Grates in diesem Augenblick verrieth, war derart, daß Hubert verwundert zu dem Manne aufschaute und ihn fragte, ob er vielleicht in den Ruinen des Montroyal irgend ein solches Versteck zu kennen glaube?

Der Schäfer wurde sichtlich verlegen. Allerdings dürften sich zwischen den Trümmern halbverschüttete Räume finden, meinte er, doch schwer zu finden und zu durchsuchen sein.

Auffallend schweigsam wurde hierauf der Alte, und Hubert störte ihn nicht durch weitere Fragen.

Er hatte noch von Ammi erzählen wollen, und was zwischen ihm, Hubert, und dem jungen Mädchen jüngst vorgegangen. Es war ihm fast, als müsse er es dem Alten mittheilen, und doch hielt ihn auch wieder der Gedanke zurück, daß, so lange der Pflegevater Ammi's, Herr von Beuren, seine Einwilligung nicht zu seiner Bewerbung gegeben, er kein Recht habe, über das neue Verhältniß mit irgend einer anderen Person, und sei sie auch noch so gut gegen das Mädchen gesinnt, zu reden. So kam ihm denn das plötzliche Schweigen des Alten gelegen, es überhob ihn für jetzt, seine Liebe zu Ammi ihm kund zu thun. Ein anderes Mal, sobald er mit Herrn von Beuren gesprochen — und dies sollte bei seinem nächsten Besuch in dem Schlosse geschehen — wollte er freudigen Herzens dem Alten mittheilen, welch ein hohes und schönes Glück

ihm geworden, und die Gewißheit glaubte er zu haben, daß der sorgende, fast väterliche Freund seines Mädchens eine wahre Freude darüber empfinden werde. Er überließ deshalb den Alten seinen Gedanken und trat den Heimweg an.

So trennten sich die Beiden, ein Jeder sein Geheimniß für sich behaltend, denn daß der Schäfer über Eigenthümliches nachgrübele, dessen er noch nicht Erwähnung gethan, war nur zu bemerkbar gewesen.

Wieder vergingen mehrere Tage, da endlich raffte Hubert sich auf zu einem Gange nach Beurenhof. Es war ein wichtiger Augenblick für den jungen Mann, denn nicht allein wollte er Ammi wiedersehen, sondern auch mit dem Schloßherrn offen und ehrlich reden, ihm sagen, daß er Ammi liebe und sie von ihm, dem Pflegevater, zu seinem Weibe begehre. —

In Beurenhof waren während dieser Zeit manche Veränderungen vorgegangen. Die sichtliche und so gewaltige Umwandlung des Schloßherrn hatte Stand gehalten und die auffallenden Befehle waren nicht widerrufen, sondern haarklein ausgeführt worden. Herr von Beuren

und Ammi speisten im großen Speisesaal und von den reichen silbernen Gedecken des Hauses; der größte Theil der Zimmer war gelüftet und in bewohnbaren Stand gesetzt worden, und Ammi — desgleichen wohl auch der Herr des Orts — sahen zum ersten Mal den ganzen Reichthum der Einrichtung an Möbeln, Tapezereien und sonstigen Ausschmückungen. Für Ammi war dies Unterhaltung und Zerstreuung gewesen. Ohne die Menge neu eröffneter Zimmer, in denen es so vielerlei Schönes, Seltsames zu schauen, zu bewundern und zu enträthseln gab, hätte das arme Mädchen in ihrer Einsamkeit gar zu oft — wohl immerwährend! — an ihren Retter denken, ihn am Ende wohl schon für treulos halten müssen, weil er gar so lange Zeit zur Wiederkehr brauche. Und doch würde Dornröschen ihren Retter und Geliebten mit offenen Armen empfangen haben. Der Undankbare! —

Die größte Neuerung im Schlosse aber war die Vermehrung seiner Bewohner. Zu den drei einsamen Hausgenossen war eine vierte Person, eine schmucke, kräftige Bauersfrau getreten, die Nickel ohne lange Wahl engagirt hatte, und zwar als Köchin, Wirthschafterin und Be-

herrscherin des Gesindes, welches tagweise bei der Reinigung beschäftigt war. Herr von Beuren war mit der Wahl einverstanden gewesen; nur einen Blick hatte er auf die Frau geworfen und die rothbäckige, lächelnde und immerfort knixende Person wohl als ungefährlich erkannt. Bejahend nickte er nach dieser Vorstellung seinem harrenden Diener zu und die Sache war abgethan. Nickel wollte sich rasch entfernen, um der gewaltigen Freude, welche ihn zu erfüllen schien, ungesehen Ausdruck zu geben, als die Stimme seines Herrn ihn rasch zurückrief. Eine Weile blickte von Beuren den bereits erblassenden und zitternden Mann mit seinen kleinen dunklen Augen durchdringend an, dann sprach er langsam und mit kaltem, fast drohendem Ernst:

„Das ganze Schloß lässest Du reinigen, alle Zimmer bis zu dem Speicher hinauf, wie ich es gesagt — nur Eines merke Dir! Ueberall mag die Frau schalten und walten, nur meine Zimmer hier darf sie, wie Niemand, betreten. Das sage ihr! Ertappe ich sie bei irgend einer Neugierde, dann jage ich sie hinaus! — Nun gehe!“ —

Hierauf drehte Herr von Beuren seinem Diener den Rücken und kehrte in sein Kabinet zurück, das Nickel selbst nur flüchtig kannte und ohne Befehl zu betreten niemals Lust gespürt. Er eilte in die Küche, suchte dort die Frau — nein, seine Frau auf, um ihr mit der frohen Nachricht, daß Herr von Beuren eingewilligt, sie im Schlosse zu behalten, zugleich auch dessen Befehl und Verbot mitzutheilen.

Seine Frau! — Es war in der That also. Herr und Diener hatten ein Jeder ein Geheimniß zu bewahren gehabt, und Nickel das seinige so treu bewahrt, daß selbst sein Liebling Ammi nichts davon erfahren. Die Wahrheit des Wortes der Bibel: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," hatte Nickel nach seinem Dienstantritt im Schlosse Beurenhof nur zu bald empfunden, und dann auch ebenso rasch sich entschlossen, diesem Uebelstand in gründlichster Weise zu begegnen. Ein dralles und recht hübsches Bauernmädel war ihm gut; zuerst theilte er ihr und dann dem Herrn Pfarrer seinen Plan mit, und als beide damit einverstanden, ließ er sich in der

Stille mit seiner Bärbel trauen. Dies geschah zur Zeit, als Herr von Beuren etwa drei Jahre sein einsames Leben in dem stillen Schlosse geführt. Nickel kannte die dortige Gelegenheit, die Lebensweise des seltsamen Schloßherrn nur zu gut. Er konnte thun und lassen, was er wollte, und so fand er denn unter Tags wie Abends der freien Stunden genug, um bei seinem Weibe zu weilen. In dem nahen Dorfe Beuren hatte er ein Häuschen acquirirt und dort wohnte sein Weib, von dem Herrn Pfarrer beschirmt. Obgleich dies Verhältniß im Dorfe selbst kein Geheimniß bleiben konnte, so war es doch ein solches für Herrn von Beuren und damit dieser es nie und nimmer erfahre, hatte Nickel auch Ammi, der er doch mit treuem Gemüth anhing, nichts von seiner Häuslichkeit verrathen. Nun aber, nach vollen sechszehn Jahren, änderte sich plötzlich die Sinnesart des Schloßherrn: eine Wirthschafterin sollte Nickel annehmen, und das konnte keine Andere sein, als sein eigenes Weib. Die Freude des Mannes war unbeschreiblich, daß er seine Bärbel nicht allein glücklich in das Schloß geschmuggelt, sondern sein Herr sie auch so gutwillig acceptirt hatte. Beide konnten

nun ungehindert zusammen verkehren, sich sehen und sprechen, wann und wo sie wollten. Das Schloß war geräumig genug, um ein Dutzend solcher Familien vor den Augen des menschenscheuen gebietenden Herrn zu verbergen.

Nickels Frau hörte den Bericht ihres Mannes, daß sie als Wirthschafterin auf- und angenommen sei, mit heller Freude an, während das strenge Verbot, die beiden Zimmer ihres nunmehrigen Herrn zu betreten, nur ein flüchtiges Staunen bei ihr erregte, das jedoch, gleichsam als Bodensatz, Keime einer Neugierde hinterließ, die mit der Zeit gewaltig anwachsen sollten — wie dies eben bei einem schwachen weiblichen Wesen, und sei es selbst eine handfeste Bauersfrau, nicht anders möglich sein konnte.

Frau Bärbel versprach in der Freude ihres Herzens ihrem Manne Alles, und frisch ging es dann an die Arbeit. Leute aus dem Dorfe kamen, und nun wurde gelüftet und gefegt, gescheuert und geputzt, daß es eine Lust war — für die wackere Frau nämlich, doch wohl nicht für einen schärfer Zusehenden. Denn gar manche

prächtige Stuckecken, feine Verzierungen der Möbel und Aehnliches mehr, gingen bei dieser eifrigen Putzerei in die Brüche — wie dies ebenfalls nicht anders möglich sein konnte. Doch das Schloß wurde von seinem vieljährigen Staube befreit und Frau Bärbel führte dabei das Regiment. Alles ordnete sie an, überwachte sie; jedes Schloß mit seinen verschnörkelten kupfernen Griffen putzte sie höchst eigenhändig, daß es blinkte wie Gold — wenn auch dabei etwas Farbe und einige wenige Vergoldung an den Thüren und deren Leisten spurlos verschwanden. Es ging eben nicht anders, konnte bei solcher Arbeit nicht ausbleiben — ebensowenig, als daß die neue Wirthschafterin im Laufe weniger Tage Herrin sämmtlicher Schlüssel des inneren Schlosses wurde. Sie kannte alle Räume, hatte alle durchwandert und durchstöbert, die Möbel, welche ja auch gereinigt werden mußten, nicht minder. Nur zwei Zimmer machten hiervon eine Ausnahme und das wurmte die wackere Frau unmerklich mehr und mehr. Viel hatte sie gesehen, was das Schloß in Kisten und Kasten enthielt, doch hätte sie gar zu gern Alles sehen mögen. Dazu glaubte sie nach den ersten

Tagen sogar ein Recht zu haben, und im Laufe der zweiten Woche beschloß sie denn auch, sich dieses zu verschaffen und in der Stille nur einen einzigen Blick in die beiden geheimnißvollen Räume zu thun, welche der menschenscheue Herr von Beuren seit zwanzig Jahren allein bewohne und auch so zu sagen in Ordnung halte.

Was mußten diese Zimmer nicht Alles enthalten?! Berge von Gold, unermeßliche, unfaßbare Schätze zum mindesten! Das mußte sie sehen, in aller Unschuld anstaunen, und sei es nur, um den Reichthum ihres neuen Herrn und Gebieters mit gebührender Hochachtung bewundern zu können.

Das zweite der Privatzimmer des Herrn von Beuren, sein Schlafkabinet, hatte einen Ausgang nach dem großen Flur, von dem die breite Treppe mit ihrem verschnörkelten Geländer in die obern Stockwerke emporstieg. Nicht weit davon befand sich ein Gelaß, das vor langer Zeit zur Küche eingerichtet worden war, weil die eigentliche, im Souterrain liegende Küche zu entfernt und viel zu groß war für die wenigen Bewohner des Schlosses. Neben dem nunmehrigen Reich der neuen Köchin lagen deren

hübsch ausstaffirte Stuben, welche Nickel ausgesucht hatte und in die er ungesehen durch eine Seitenthür gelangen konnte. Oft und lange genug war es stille in dem ganzen weiten Hause. Ammi befand sich im Garten, den Herr von Beuren auch dann und wann durchstreifte, während Nickel in den Nebengebäuden mit Arbeiten für die Haushaltung beschäftigt war.

Frau Bärbel hatte also oftmals genugsam Zeit, ihre Vorkehrungen zu treffen, um ihre gerechte Neugierde, sonder Schaden für ihr ferneres Wohl im Schlosse, zu befriedigen. Zuerst überzeugte sie ein Blick durch das Schlüsselloch der Thüre des geheimnißvollen Cabinets, daß kein Schlüssel von innen stecke. Dann begann sie mit einer wahren himmlischen Geduld Schlüssel um Schlüssel, die sich nur im Schlosse vorfanden und ihr erreichbar waren, an dem Schloß zu probiren. Lange war ihr stilles, doch rastloses Bemühen vergebens und schon wollte die gute Frau verzweifeln, denn ihre Neugierde hatte bereits einen solchen Grad erreicht, daß es ihr düster vor den Augen und in ihrem armen Kopfe wurde. Endlich! — endlich aber paßte ein Schlüssel, das Schloß

knarrte — noch eine Bewegung und die Thüre wäre offen gewesen — doch Frau Bärbel fühlte sich in diesem Augenblicke nicht in der Verfassung, in das geheimnißvolle Cabinet einzudringen. Die gute Frau zitterte vor Freude derart, daß sie sich für jetzt mit dem errungenen großen Erfolg begnügen mußte. Den herrlichen Schlüssel wider ihr Herz pressend, wohl an die Stelle, wo der gewaltige Stein gelegen, der ihr nunmehr glücklich davongefallen, kehrte sie in ihre Küche zurück, sich in Ruhe ihres Triumphes zu freuen. Das Schloß war kein Hinderniß mehr; eine Gelegenheit, es zu öffnen und zugleich auch die Thüre, würde sich schon finden, so dachte die wackere Frau. —

Und sie kam, diese Gelegenheit, schon am folgenden Tage! —

Es mochte gegen drei Uhr Nachmittags sein, da klopfte es an der Eingangspforte des Schlosses, und der freudig überraschte Nickel ließ den jungen Herrn Justitiarius von Zeltingen ein, um ihn dann sofort seinem gnädigen Herrn zu melden. Frau Bärbel stand auf der Lauer; jedes Schlüsselloch in der Runde hatte sie sich

dienstbar zu machen gewußt. Den Salon überblickte sie und sah, wie Ammi bei Nennung des Namens des jungen Gastes erröthend in den Garten hinausstob. Herr Walbot wurde eingeführt und ließ sich dem Hausherrn gegenüber nieder. Ein Gespräch begann, doch es war der wackeren Frau nicht vergönnt, auch nur ein Wort davon zu hören, denn Nickel erschien, um sich an der Seite seiner Frau der ruhigen Stunde zu freuen, welche nun kommen würde. Diesmal aber kam er schlecht an; die Gattin hatte üble Laune und sandte den Ehemann fort in den Holzschuppen, mit dem Auftrag, eine tüchtige Partie Brennholz für die Küche zurecht zu machen. Es mangele daran, meinte sie, und es pressire auch, denn viel habe sie nöthig zum Kochen und Waschen. Mürrisch entfernte sich Nickel und Frau Bärbel war von ihm befreit.

Ein zweiter heimlicher Blick in den Salon zeigte ihr, daß der junge Herr Walbot sich von dem Schloßherrn verabschiedete und dann hinaus in den Garten ging. Eine Weile noch, dann erhob sich auch Herr von Beuren, näherte sich der Eingangsthüre, schaute seinem Gaste

nach und schlug endlich denselben Weg ein, den Jener genommen:

„Jetzt haben sie, wie der Nickel, für eine volle Stunde zu thun!“ murmelte Frau Bärbel stillvergnügt vor sich hin. „Und nun an die Arbeit!“

Tiefe, durch nichts unterbrochene Stille herrschte auf dem weiten, halbdunklen Flur. Durch das Oberlicht einer Hinterthüre wurde die Langseite, auf welcher sich der Eingang in die Zimmer des Schloßherrn befand, nur schwach erhellt und tiefbraun erschienen in der zweifelhaften Beleuchtung die Thüren mit ihrer schweren Einfassung, das mannshohe Getäfel an den Wänden ringsum. Der Ort hatte etwas Unheimliches, doch Frau Bärbel mußte schon unempfindlich gegen derartige Eindrücke geworden sein, denn nur ein Lächeln tauchte auf ihrem Gesichte auf, als sie einen Augenblick horchend dagestanden und nichts, auch gar nichts Störendes vernommen. Nun langte sie aus der weiten Tasche ihres Kleides den kostbaren Schlüssel hervor, näherte sich auf den Zehen der verhängnißvollen Thüre — einen Augenblick manipulirten ihre Hände an dem Schloß, dann öffnete sich mit leisem,

doch recht verdächtigem Knarren der Eingang und offen lag der geheimnißvolle Raum vor den Augen der kecken Frau. —

Einen Aufschrei mit Gewalt unterdrückend, beide Hände auf die hohe, sichtlich athmende Brust gedrückt, betrat Frau Bärbel das verbotene Cabinet und blickte vorerst erstaunt und auch in etwas enttäuscht sich um. Was sie sah, hatte durchaus nichts Ungewöhnliches, es erschien ihr sogar sehr gewöhnlich. Der Raum war mehr lang als breit und empfing sein Licht theils durch die Verbindungsthüre mit dem vorderen Zimmer, welche halb offen stand, theils durch zwei ziemlich große Ausschnitte in den beiden hölzernen Läden, welche das einzige Fenster schlossen. In einer Ecke stand ein großes Himmelbett ohne Gardinen, dessen Inhalt sich in ziemlicher Unordnung befand. Noch erblickte Frau Bärbel einen Tisch und einige Stühle, auf denen verschiedene Kleidungsstücke wirr durcheinanderlagen, Schuhwerk, das man unter die Möbel geworfen — das war Alles! Doch nein! die eine Wand des Zimmers nahm in ihrer ganzen Länge ein Schrank ein, oder vielmehr es waren der Schränke mehrere, wie man aus den verschiedenen Thüren ersehen konnte. Darinnen also muß

das Geheimniß stecken! sagte sich Frau Bärbel, und da auf der einen Schrankthüre auch der Schlüssel stak, so begann die couragirte Frau sofort ihre Untersuchungen. Ein Blick in den Raum zeigte ihr Kleidungsstücke, Wäsche gewöhnlicher Art, wie Herr von Beuren sie alltäglich trug, sonst nichts, gar nichts! kein Gold, nicht einmal die leeren Säcke. Der Schlüssel öffnete auch den zweiten Schrank. Hier sah es schon anders, besser, aus, wenn auch der Suchenden ein etwas unangenehmer Modergeruch entgegenwehte. Reiche, gold- und seidengestickte Röcke und Westen hingen hier in solcher Menge, daß beim Oeffnen der Schrankthüre mehrere zu Boden fielen. Erschrocken, doch auch bewundernd, brachte Frau Bärbel die kostbaren Sachen, von welchen der Schloßherr wohl keinen Gebrauch mehr machte, an ihre frühere Stelle, dabei emsig die übrigen Kleidungsstücke durchwühlend. Doch nichts anderes fand sie, als, wenn auch schöne, doch nur alte Kleider. Der dritte Schrank erwieß sich von gleichem Inhalt.

Schade um die kostbaren Sachen, die hier unbenutzt

vermodern! dachte die gewissenhafte Frau und schickte sich an, den vierten und letzten Schrank aufzuschließen.

Ein sonderbares, ängstliches Gefühl überkam die Beherzte, doch zauderte sie nicht lange, sondern schloß rasch die letzte Thüre auf.

Erschrocken fuhr sie zurück, denn aus dem leeren braundunklen Raum starrte ihr etwas Rothfeueriges entgegen. —

„Ein rothes Habit!“ rief die Frau im nächsten Augenblick und trat wieder auf den Schrank zu.

Es war in der That also. Der weite hölzerne Behälter enthielt nichts anderes, als einen rothtuchenen Rock mit blauen Aufschlägen und wollenen Litzen, die ehemals gelb gewesen sein mochten. Es war eine einfache Soldaten-Uniform, die unmöglich dem Herrn von Beuren gehören konnte, der ja früher Capitain gewesen und in seinem rothen goldbetreßten Rock vor Jahren in Beurenhof eingeritten.

Der sonderbare Fund, das alte Soldatenhabit in den großen Schrank eingeschlossen, machte die Frau wohl ein wenig staunen, doch hielt sie sich nicht allzu lange damit

auf, sondern setzte ihre Untersuchungen fort. In dem halbwüsten Schlafzimmer war nichts mehr zu finden. Sie schloß den Schrank und huschte nun leise durch die halboffene Verbindungsthür in das vordere Zimmer.

Ah! Hier sieht es schon anders aus! dachte Frau Bärbel und begann sofort staunend die gewaltige gebauchte und verschnörkelte Schreibkommode zu mustern.

Da plötzlich vernahm sie Geräusch, Stimmen im Salon nebenan.

Ein Todesschreck überfiel die Frau. Nur noch so viel Kraft und Geistesgegenwart hatte sie, um in das zweite halbdunkle Schlafzimmer zu flüchten und dort hinter der Thüre niederzukauern,

Ein weiteres Fliehen, ein Entrinnen war unmöglich, denn schon öffnete sich die Thüre, welche aus dem Salon in das Privatzimmer des Schloßherrn führte, und der finstere Herr von Beuren, gefolgt von dem jungen Herrn Walbot aus Zeltingen, trat ein.

Ihr Leben hätte Frau Bärbel in diesem Augenblick darum gegeben, wenn sie weit — weit weg von hier gewesen wäre! Wie verwünschte sie zitternd ihre Neugierde

— Doch es war nicht zu ändern, die Thüre, welche auf den Gang führte, durfte sie nicht wagen zu öffnen: das knarrende Geräusch derselben hätte sie verrathen, verderben müssen! — So blieb der armen Gefangenen denn nichts anderes übrig, als sich in ihre Lage und in ihr Schicksal zu fügen, in Geduld abzuwarten, was die nächsten Augenblicke Entsetzliches ihr bringen würden.

Die beiden Herren nebenan hatten sich gesetzt und ein Gespräch begonnen, während Frau Bärbel ein Stoßgebetlein zu den vierzehn Nothhelfern gen Himmel sandte, sich dabei doch vornahm, ihr Leben, wenn es sein müsse, so theuer als möglich zu verkaufen.

Eine Weile betete die Frau fort, dann — sonderbar! — besiegte die unverbesserliche Neugierde die Furcht und — sie horchte, denn nebenan wurden Dinge verhandelt, die wohl des Horchens und auch des Wissens werth waren.

Drittes Capitel.

Der Schatz des Montroyal.

Mit einer Ungeduld, die der Sehnsucht Ammis nichts nachgab, hatte Herr von Beuren der Wiederkehr des jungen chur-kölnischen Beamten entgegengesehen. Tag und Nacht hatte ihn die Unterredung, welche er mit dem Justitiarius gehabt, verfolgt, und jedes seiner Worte wiederholte er sich. Dabei trat die Figur des unbekannten Beschützers Ammi's, des Vertheiders Jost's, der alte Zeltinger Schäfer immer mehr in den Vordergrund, und allerlei sonderbare Gedanken, sogar recht abenteuerliche, umrankten bald diese ihm fast geheimnißvoll dünkende Erscheinung. Der Mann mußte genau von dem Vorgefallenen unterrichtet gewesen sein; daß er den Jost gekannt, ihn nach der That und seiner Flucht gesehen und gesprochen, war nur zu gewiß.

Nach des Schäfers Aussagen sollte Jost noch am Leben sein, wiederkehren — er war wohl gar schon zurückgekehrt und in der Nähe! —

„Ich muß den Mann sehen — ohne von ihm gesehen zu werden!“ murmelte dann stets der Sinnende, wenn seine Gedanken ihn bis zu diesem Punkte geführt. — „Vor allen Dingen aber muß ich den Justitiarius vollständig für mich gewinnen und mit seiner Hülfe den Plan zu meiner völligen Sicherstellung für alle kommenden Fälle ausführen.“

Dabei sah er dem erneuerten Besuch Walbot's mit stets wachsender Ungeduld entgegen. Tage vergingen, sogar eine volle Woche und der junge Mann wollte sich noch immer nicht zeigen. Im Laufe der zweiten Woche suchte von Beuren schon nach einem unverfänglichen Auskunftsmittel, um den saumseligen Liebhaber in seine Nähe zu citiren, als plötzlich der Erwartete erschien.

Wie sein Empfang gewesen, welchen Eindruck sein Kommen, die Nennung seines Namens auf Ammi gemacht, haben wir im Verein mit Frau Bärbel im vorigen Capitel gesehen.

Herr von Beuren begrüßte den jungen Mann in ruhiger doch freundlicher Weise. Walbot dagegen schien nicht mit gleicher Sicherheit aufzutreten, wie das letzte Mal. Der Schritt, den er dem vermeintlichen Pflegevater Ammi's gegenüber heute zu thun entschlossen war, hatte ihn wohl etwas verlegen gemacht. Ammi war durch ihr Verhältniß zu dem kinderlosen Herrn von Beuren so gut wie dessen Erbin, und reich mußte der Mann sein, der so viele Güter besaß, und so gut wie nichts ausgab. Eine Bewerbung um die voraussichtliche einstige Besitzerin Beurenhofs konnte nach dieser Richtung hin ausgelegt werden, und das war es hauptsächlich, was Hubert peinlich berührte und verlegen machte. Herr von Beuren mußte Derartiges merken und recht gewandt beschloß er es auszunützen. Zu einem erneuerten Gespräch über den alten Vorfall verspürte er nicht die geringste Lust, dagegen aber eine recht große, seine eigene Angelegenheit mit dem jungen Manne heute noch, und so rasch als möglich, zum Abschluß zu bringen. Er griff also zu dem schon einmal benutzten Auskunftsmittel, nach der Begrüßung und einem kurzen Gespräch

schützte er eine dringende Arbeit vor und bat Herrn Walbot äußerst freundlich, sich einstweilen in seinem Schlosse umzusehen, das er in allen Räumen habe öffnen und wohnlich herrichten lassen, oder — im Falle ihm dies genehmer sein sollte — seiner Pflegetochter Ammi guten Tag zu sagen, die sich ganz gewiß wieder im Garten befinden würde.

Hubert erröthete lebhaft und suchte seine diesmalige wirkliche Verlegenheit durch eine Verbeugung zu verbergen, die als Annahme des Vorschlags gelten konnte. Er entfernte sich aus dem Salon nnd trat hinaus in den Garten, keineswegs zweifelhaft, wo er Ammi zu suchen habe. Herr von Beuren aber ging sofort an die vorgeschützte „dringende Arbeit," welche darin bestand, dem jungen Manne ungesehen zu folgen und das Paar in gleicher Weise zu belauschen, um alsdann für das spätere Gespräch vollständig gerüstet zu sein.

Ammi befand sich allerdings auf ihrem stillen Lieblingsplätzchen, sie wußte, daß Hubert kommen würde und gedachte anfänglich mit dem Saumseligen zu schmollen. Doch kaum erblickte sie den jungen Mann, als alle früheren

bösen Vorsätze wie ein Nebelhauch verschwanden. Mit einem Freudenruf eilte sie ihm entgegen und schlang ihre Arme leidenschaftlich um seinen Hals, als ersten Gruß ihm die rothen Lippen zum Kusse bietend. Ungehindert durfte sie sich ja ihren Gefühlen für den Liebsten hingeben, die der Reinen, so lange der großen Welt Entfremdeten, wahrhaft heilig dünkten. Keines Menschen Auge sah sie in ihrer grünen Einsamkeit, vor dem sie erröthend das ihre hätte niederschlagen müssen. Dagegen billigten die stummen Freunde ihres einsamen Jugendlebens, die grünen Bäume, die Blumen, steinernen Helden und Götter ihr Thun, so schien ihr das Rauschen und Nicken der Blätter und Blüten, das freundliche Blicken der weißen, durch sonnige Strahlen belebten Gesichter in den Büschen rings um sie her zu sagen. Und über ihr schaute der blaue Himmel in heiterer Ruhe auf sie nieder, wie ein Auge Gottes, das Alles sehen durfte und, ihre Hingabe billigend, seinen reichsten Segen über sie und den Geliebten breitete.

Einen seligen, schönen Augenblick verlebte das Paar, sich eng umschlungen haltend und zwischen Küssen, mit

trunkenen Blicken nur einzelne Worte sich zuflüsternd. Dann geleitete Hubert die Geliebte langsam zu der Steinbank und Beide ließen sich dort nieder. Die Hand des geliebten Mädchens, das kein Auge von seinem Antlitz abwendete, gefaßt haltend, erzählte Hubert ihr, weshalb er so lange gesäumt uud was er vorhabe, heute noch zu thun. „Mein Herz, mein Gewissen," so schloß er seine Mittheilung, „sträubt sich dagegen, hinter dem Rücken des Mannes, der Dich aufgenommen und erzogen und somit Rechte auf Dich hat, ohne seine Billigung Dich, Holde, mir zu erringen und für immer besitzen zu wollen. Ich werde ihm Alles gestehen, ihm sagen, daß ich nur Dich, Dein Herz und Deine Hand verlange, und nicht etwa die Schätze, welche sein Haus birgt, über welche er nach Gutdünken verfügen mag. Der Segen meiner guten Mutter, die gewiß dort oben, über uns im Himmel weilt, wird uns nicht fehlen und unser Glück für alle Zeiten sichern."

Ammi billigte das Vorhaben Huberts, doch hatten dessen letzte Worte eine Saite in ihrem Herzen berührt, die wehmüthig fortklang und einen Schatten über ihre Züge breitete.

„Wenn Deine Mutter im Himmel ist,“ sagte sie sinnend, „wo gewiß auch die meinige weilt, so lebt Dir doch wohl noch ein Vater, der uns umarmen, segnen kann — während der meinige, unter einer furchtbaren, doch ungerechten Anklage, in der Welt umherirrt, fern von seinem Kinde, das ihn nie gekannt, nie gesehen — und wohl auch niemals sehen wird!“

Immer schmerzlicher war der Ausdruck ihrer Worte geworden, bis endlich ihr Weh sie derart übermannte, daß Thränen ihren Augen entstürzten, und sie das Gesicht weinend an der Brust des Mannes barg, der von nun an ja ihr Alles, ihr Berather und Beschützer sein sollte. Hubert war tief ergriffen und selber eine Thräne im Auge fühlend, preßte er das geliebte Mädchen wider sein heftig schlagendes Herz. Aehnlich war sein Schicksal; auch er hatte seinen Vater nie gesehen und gekannt, auch er durfte wohl nicht hoffen, ihn jemals wiederzusehen. Von diesen Gedanken übermannt, verstummte sein Mund, während auch ihn ein heftiges Weh durchzuckte.

Eine ergreifende Stille folgte, die nur ein leises,

kaum hörbares Weinen, das von Beiden ausgehen konnte, durchzitterte. —

Da wandte der Mann, der Lauscher in dem nahen Gebüsche, den Kopf, und senkte den finstern Blick wie beschämt, oder ergriffen zu Boden. Zum ersten Mal in seinem Leben empfand er etwas wie Reue und leise schlich er sich weg von dem Orte, wo sich eine neue furchtbare Anklage gegen ihn, den ruchlosen, kalten Mörder erhoben.

Sonderbarer Zufall!

Noch einige Augenblicke später und noch ganz Anderes, für ihn Entsetzliches würde er vernommen haben. Doch eine weise Vorsicht wollte dies nicht; sie hatte dem Uebelthäter diese Prüfung für jetzt erspart — wohl um sie in anderer strafenderer Weise über ihn zu verhängen. —

Als nach einer Weile die Beiden sich wieder in etwas gesammelt — Herr von Beuren schlich langsam seinem prächtigen Schlosse zu, das ihm in diesem Augenblick wie ein ödes, grausiges Gefängniß vorkam — da begann Hubert der horchenden Geliebten von seinem eigenen Vater zu erzählen, so viel er durch den Ohm von Rhense von dem Verschwundenen wußte. Das gleichartige Leid schien

die beiden jungen Herzen noch fester und inniger zu verbinden, und wie früher Hubert das jammernde Mädchen, so versuchte nun Ammi den Geliebten zu trösten, ihm Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen zu machen.

Langsam — unmerklich kehrten die Gedanken sich wieder der Wirklichkeit, dem Augenblick zu, und schön, beseligend, wie der Beginn ihrer heutigen Zusammenkunft, endeten sie dieselbe, den Abschied unzählige Male in trunkener Freude wiederholend, durch Schwüre der Treue und Küsse feiernd.

Die Zeit war während dem überraschend schnell vergangen, und Herr von Beuren hatte hinlänglich Muße gefunden, sich von seinem ungewohnten und wie er sich ermuthigend meinte, sentimentalen Anfall zu erholen. Er hatte erlauscht, was er zu erfahren gewünscht, und mit vollständiger Sicherheit erwartete er den jungen Mann, der da zu ihm kommen würde als Bittender, um Etwas, das er ihm mit Freuden, nein! mit vollständiger Gleichgültigkeit gewähren würde — unter einer Bedingung.

Wieder saßen Herr von Beuren und Hubert Walbot im Salon sich gegenüber, doch die frühere Verlegenheit

des Letzteren war einem ruhigen, fast feierlichen Ernst gewichen, während der Schloßherr lächelnd und mit einer schlecht verborgenen kecken Sicherheit den Eröffnungen des jungen Mannes entgegensah.

Hubert zauderte nicht lange. Mit einfachen, doch herzlichen Worten sprach er von seiner Liebe zu Ammi, und wie solche von dem Mädchen erwidert werde, wie er es für Pflicht halte, vor allen Dingen dem Manne Kenntniß von seinem Fühlen, Wünschen und Hoffen zu geben, der ja die Stelle eines Vaters bei der fast Verwaisten vertreten; er bitte ihn um seine Einwilligung zu dem Herzensbunde, der ein ewiger werden solle, mit dem feierlichen Gelöbniß, daß er, Hubert, Ammi zeitlebens lieben und so glücklich machen werde, wie ihr reines Herz es nur verdiene und ein treues im Stande sei, es nur zu thun.

Herr von Beuren hörte dies Bekenntniß eines übervollen Herzens ruhig an. Ein Glück, daß Hubert gar zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, denn hätte er in diesem Augenblick schärfer in die, im Schatten liegenden Züge des Schloßherrn sehen können, er würde ein Lächeln,

das mehr einem Grinsen glich und eine böse Siegesfreude ausdrückte, darinnen erblickt haben.

Keine Antwort erfolgte anfänglich auf Hubert's Rede, dann aber, als Letzterer verwundert und fragend aufschaute, begann Herr von Beuren langsam und mit auffallender Ruhe:

„Wie sie wohl gesehen, Herr Walbot, habe ich sämmtliche Zimmer und Säle des Schlosses öffnen und bewohnbar herstellen lassen — nicht für mich, wohl aber mit dem Gedanken, daß mit Ammi einstens eine Veränderung vorgehen dürfte, und ihr und ihrem Gatten, ihrem Gesinde, sollten die Räume als Wohnung dienen. — Ich brauche wenig, meine beiden Zimmer dort, und dieser Raum als Empfangssalon für die ganze Familie genügen.“ —

Er stockte und schaute Hubert scharf und ernst an. Der junge Mann fühlte sich erbleichen, denn die Worte, welche er so eben gehört, schienen ihm zu sagen, daß Herr von Beuren schon längst an eine Verheirathung Ammi's gedacht und wohl auch schon einen Gatten für seine Pflegetochter in Aussicht habe. Da er nicht sprach, im ersten

Augenblick nicht sprechen konnte, fuhr der Schloßherr in früherer Weise fort:

„Für eine neue prächtige Einrichtung, im Falle die vorhandene und veraltete nicht genügen sollte, kann auch gesorgt werden; da drinnen in meinem Pulte liegen Haufen Goldes, die Einkünfte meiner Güter von wohl zwanzig Jahren. Ich brauche, wie gesagt, wenig, und werde es auch ferner so halten. Doch Ammi soll reich — reich und glücklich werden."

Eine tiefe Röthe bedeckte das Antlitz des jungen Mannes. In diesem Augenblick fühlte er erst recht, daß er arm sei, dem reichen Mädchen nichts, gar nichts bieten könne als seine Liebe und sein redliches Wollen. Wahrhaft verlegen stotterte er:

„Nicht ihren etwaigen Reichthum beanspruche ich, nur ihr Herz und ihre Hand!" —

„Ammi ist meine Pflegetochter und meine einzige Erbin," entgegnete Herr von Beuren rasch. „Alles was ich besitze, was sich hier im Schlosse befindet, und noch weit — weit mehr wird ihr gehören und ihrem Gatten, und dies noch bei meinen Lebzeiten."

Er hatte die Worte, welche noch ein weiteres und großes Vermögen in Aussicht stellten, stark betont. Wahrhaft betäubt schaute Hubert ihn an und sich länger nicht mehr halten könnend, rief er:

„So haben Sie wohl auch schon den Gatten Ammi's — gewählt?"

Eine Pause erfolgte.

Herr von Beuren schien sich an der Aufregung des jungen Mannes zu weiden. Doch mußte er zugleich auch denken, daß er den Bogen straff genug gespannt, und es Zeit sei, einzulenken, denn bald darauf sprach er:

„In diesem Augenblick — ja! — Nur ein Mann, der meine Pflegetochter liebt wie Sie, Herr Walbot, darf sie heimführen." —

„Ah!" tönte es wie ein erleichternder Seufzer dazwischen.

„ — Sie können mit meiner Bewilligung der Gatte Ammi's werden — doch unter einer Bedingung!" —

Hubert sprang auf. Jeder Widerwille gegen den Mann, der da vor ihm saß, verschwand vollständig, und

mit leuchtenden Augen ihn anschauend, seine Hand enthusiastisch ergreifend und drückend, rief er:

„Reden Sie, Herr von Beuren! Ich will Alles thun, um Ammi zu gewinnen — Alles was ein Mann von Ehre nur thun darf!"

„Beruhigen Sie sich," entgegnete der Andere äußerst gelassen. „Was ich von Ihnen verlangen werde, streitet nicht im geringsten gegen Mannesehre, nur dürfte Muth dazu gehören, denn die Sache hat ihre Schwierigkeiten."

„Nochmals reden Sie! lassen Sie mich nicht länger in Zweifel! — Und vor allen Dingen — meinen Dank, meinen innigsten Dank für Ihr großes Vertrauen."

„Sie haben Recht, die Angelegenheit ist eine sehr vertrauliche, sogar geheime," sprach Herr von Beuren nachdenklich, die Worte Huberts in seinem Sinne auslegend. „Es ist gut, das ich daran erinnert werde. Deshalb kommen Sie zu mir in mein Cabinet, dort können wir ruhig und in aller Sicherheit zusammen reden."

Ohne weiter eine Antwort abzuwarten, erhob sich Herr von Beuren und schritt auf sein Zimmer zu. Hubert

folgte ihm freudig erregt, doch auch nicht wenig gespannt auf die Mittheilungen, die nun folgen würden.

Welchen Eindruck das Erscheinen der beiden Männer auf den unberufenen Gast der verbotenen Räume gemacht, haben wir im vorigen Capitel gesehen. —

Der Schloßherr rückte seinen alten geblümten Sessel ganz in die Nähe der gewaltigen Schreibkommode, zugleich auf einen Stuhl ihm gegenüber deutend, auf dem Hubert alsdann Platz nahm.

Beide schwiegen. Eine Weile schaute Herr von Beuren den jungen Mann, wie in Gedanken verloren, an, dann begann er:

„Was ich Ihnen vorerst mitzutheilen habe, ist im Grunde ein Geheimniß — dieses Hauses, der Familie von Beuren. Hier, in dem Schreibpult des verstorbenen Herrn von Beuren — meines Vaters, schlummerte es. Niemand, auch ich nicht, wußte darum, wie auch nur der Todte und sein Kammerdiener um die geheimen Gefache des alten Möbels gewußt. Mit Mühe bin ich ihrer Herr geworden, denn es war eine Höllenarbeit, die von einem Sterbenden geschriebene Anweisung, das Pult und seine

Geheimnisse zu erschließen, zu entziffern. Doch genug, es gelang mir und nun hören Sie, was ich unter Anderm dort fand!"

Herr von Beuren machte eine kleine Pause; das alte Möbel schloß er auf, dann arbeiteten seine Finger an den Gefachen, die sich endlich in überraschender Weise theilten, verschoben und nun mehrere verborgene Räume sehen ließen, in denen Haufen von Geldrollen, kleine zierliche Kästchen und Papiere lagen.

„Die Kleinode der Familie von Beuren," sagte der Sprecher gleichgültig auf die Kästchen deutend. Dann legte er mehrere der alten vergilbten Papiere vor sich auf die wollene Decke des Tisches, gleichsam um das, was er weiter vorbringen werde, durch Belege zu bekräftigen. Nun fuhr er fort:

„Der Vater des verstorbenen Herrn — also mein Großvater, stand in königlich französischen Diensten und war der letzte Gouverneur der Festung Montroyal auf dem Trabener Berge, zur Zeit als das Raubnest, Anno 98 im vorigen Jahrhundert, zerstört wurde. Daß die damalige Besatzung der Festung die Lande an der Mosel, der Eifel

und des Hunsrück so viel als nur irgend möglich ausplünderte, „zu Ehren“, doch auch zum Nutzen des großen französischen Königs, ist weltbekannt; daß der Herr Gouverneur sich dabei die fettesten Bissen zutheilte, konnte nicht ausbleiben und war auch der Sachlage nach ganz natürlich. Diese bestanden nicht etwa in geraubten Weinen und Viehherden, sondern in baarem Gelde und mit seinen eigenen Einkünften hatte er eine hübsche Summe zusammengebracht und in einem Keller verborgen. — Alles dies fand ich in diesen Papieren, wie auch die nöthigen Notizen und Risse der Gewölbe und Keller, wo das viele Geld lagerte. Alles hatte er aufgezeichnet. Nun aber geschah dem vorsichtigen Gouverneur ein Unglück. Nach Abschluß des Ryswiker Friedens sollte Montroyal geschleift werden und warteten die Bauern der Gegend auch nicht lange mit der ihnen angenehmen Arbeit. Mein Großvater war zur Zeit abwesend, als er wiederkehrte, fand er von Montroyal nur noch die Trümmer — die eigene Habe des gefürchteten Mannes hatte man sorgsam nach Beurenhof gebracht, wodurch dann im Grunde die Nachweise für seine Nachkommen gerettet wurden. Das ver-

borgene Gold aber war verschüttet, verloren; man hatte es nicht bergen können, weil Niemand davon gewußt. Krank kam Herr von Beuren daheim an, der Verlust seines baaren und großen Vermögens gab ihm den Rest und ohne die Hebung seines Schatzes nur versucht zu haben, segnete er das Zeitliche. Sein Nachfolger, mein verstorbener Vater, hat bei Lebzeiten, ebenso wenig wie ich bis heran, keinen Versuch gemacht, das viele Geld wiederzuerlangen. Doch jetzt will ich es haben, es soll Ammi's Brautschatz sein, und Ihr müßt mir helfen es zu erlangen, den verschütteten Schatz des Montroyal zu heben. Dies, Herr Walbot, ist was ich von Euch verlange, die Erfüllung meines Begehrens, die Bedingung, welche ich an meine Einwilligung Eurer Verbindung mit meiner Pflegetochter Ammi knüpfe. — Nun wißt Ihr Alles und nun redet — entscheidet."

Hubert aber sprach vor der Hand gar nichts. Mit nicht geringem Erstaunen hatte er den Bericht mit angehört. Die Erlangung des auf so sichtlich unrechtmäßigem Wege erworbenen Geldes reizte ihn keineswegs, und dann wußte er auch noch nicht, in welcher Weise Herr von Beuren

seine Mitwirkung bei dieser Unternehmung beanspruchte. Ueber Letzteres sollte er jedoch nicht lange im Zweifel bleiben.

Herr von Beuren, der die Gedanken seines Zuhörers errathen, oder vorher gesehen haben mochte; fuhr, ohne sich weiter um das Schweigen des jungen Mannes zu kümmern, fort:

„Ich hätte das Geld schon längst erlangen können, wenn es mir blos darum zu thun gewesen wäre, doch verbinde ich einen doppelten Zweck damit. Hier, in diesen Aufzeichnungen, finden sich genau die Summen angegeben, welche von den Einkünften des Gutes Beurenhof und den rechtmäßigen Einnahmen des französischen Gouverneurs, wie auch diejenigen, welche von dem Beuteantheil herrühren. Erstere sind unbestreitbares Eigenthum meiner Erben, und Ammi soll sie erhalten, mit letzteren aber mag sie mit ihrem Gatten nach Belieben schalten. Beide können das Geld meinetwegen den früheren Eigenthümern zurückgeben, oder, da dies wohl nicht mehr möglich sein wird, es zu andern guten und wohlthätigen Zwecken im Lande verwenden. Ich fühlte dazu bis jetzt weder Kraft

noch Lust, deshalb ließ ich den Schatz in seiner Steingruft ruhen. Nun aber, da Beides auszuführen ist, will ich selbst an die Arbeit gehen und Ihr, Ihr allein sollt mir dabei helfen. Zusammen und in der Stille brechen wir auf. Ich kenne durch diese Notizen, Risse und Pläne der Gewölbe den Ort, und die Hebung des Schatzes wird unsern vereinten Kräften leicht werden. In einer Nacht wird es gethan sein. Am andern Tage seid Ihr wieder daheim und könnt dann die Verlobung — meinetwegen auch sofort schon die Vermählung mit Ammi feiern. — Nun redet! — Willigt, schlagt Ihr ein? —"

Dabei streckte er in sichtlicher Erregung die Hand dem jungen Manne entgegen, ihn mit seinen dunklen Augen, in denen ein unheimliches Feuer zu glühen schien, durchdringend anschauend.

Huberts Zweifel, sein anfänglicher Widerwille gegen den sonderbaren Vorschlag waren geschwunden, und nur an die baldige Erreichung seines Ziels, die endliche Gewinnung Ammi's denkend, schlug er in die dargebotene Rechte ein.

„Doch Niemand! — selbst Ammi nicht! — darf ein Wort von unserem Vorhaben erfahren! Das bedinge ich. Wir Beide nur dürfen darum wissen und es ausführen!“

So rief Herr von Beuren noch mit fast drohendem Ton, dabei die Hand Huberts in der seinigen mit ganzer Kraft pressend.

„Ich füge mich Ihrem Verlangen in jeder Weise,“ entgegnete dieser.

„Euer Wort darauf?“ —

„Mein Ehrenwort als Mann und Beamter!“

Ein freudig klingendes „Ah!“ stieß Herr von Beuren hervor, dann ließ er die Hand Huberts fahren und sank schwerfällig in seinen Sitz zurück, aus dem er sich halb erhoben. Er schien matt, angegriffen zu sein und wünschte deshalb wohl auch die Unterredung rasch zu beendigen.

„Noch Eines, vor dem Abschied!“ sprach er nun mit einem Tone, der deutlich seine Abspannung verrieth. „Den Tag, oder vielmehr den Abend müssen wir festsetzen, wann wir es ausführen wollen.“

„Sie dürfen die Zeit nur bestimmen, mich werden

Sie stets bereit finden. Doch glauben Sie wirklich Kraft genug zu haben, selbst die Sache zu betreiben? — Sie dürfte wohl Mühe und Arbeit kosten."

„Ich will es — muß es thun!" antwortete der Andere rauh, damit jede weitere derartige Bemerkung abschneidend.

„Gut, so nennen Sie den Tag, die Stunde."

„Der nächste Freitag scheint mir zu dem Unternehmen geeignet zu sein," sagte Herr von Beuren mit matter Stimme, dabei in einem alten Kalenderwerk blätternd, das er vom Tische genommen. „Dann haben wir Vollmond und der kann uns die Wege in die Tiefe der Trümmer zeigen. Auch habe ich noch einige Vorkehrungen zu treffen. — Kommt also an dem besprochenen Tage, so gegen Abend zu mir — doch nicht hierher in das Schloß. — Einen Augenblick! — Warten Sie auf mich, draußen an der Parkmauer, dort wo Sie in jener Nacht übergestiegen. Sie erinnern sich doch wohl noch der Stelle?"

Hubert nickte leicht erröthend, und der Andere fuhr fort:

„Versprechen Sie mir jedoch nochmals, mit Ammi nicht über die Sache zu reden! Ich werde sie an jenem Nachmittag nach Zeltingen zu der Marei senden — und dürfte es am Besten sein, wenn Sie dem Mädchen dort aus dem Wege gingen. Wir werden dann hier allein sein und unbemerkt uns entfernen können. Wollen Sie es so halten?"

Hubert erklärte sich mit Allem einverstanden.

Nun reichte Herr von Beuren ihm die Hand zum Abschied.

„Gehen Sie jetzt heim," sagte er noch. „Ich fühle mich schwach und angegriffen und bedarf der Ruhe. — Leben Sie wohl!"

„Auf Wiedersehen denn, Herr von Beuren!"

„Auf Freitag Abend!"

Mit diesen Worten trennten sich die beiden Männer. Hubert kehrte heim, ohne Ammi nochmals gesehen zu haben, und Herr von Beuren, in der That müde und angegriffen, versank bald in einen tiefen Schlaf. —

Sein schweres Athmen zeigte dies der unfreiwilligen Lauscherin in dem Cabinet deutlich an. Es klang ihr als

Befreiungsruf aus großer Gefahr und sie folgte ihm gerne. Leise näherte sich Frau Bärbel der verbotenen Thüre, öffnete sie so langsam und geräuschlos als möglich, immerfort nach ihrem schlafenden Herrn hinhorchend, und huschte dann hinaus, das Schloß wieder in früherer Weise schließend.

Seltsames hatte sie in dem so streng verbotenen Cabinet zu finden geglaubt, doch wenn ihre Erwartungen sich auch nicht erfüllt, so hatte sie dafür doch Etwas vernommen, das nicht minder seltsam, wenn auch leider für sie kaum zu verwerthen war — so glaubte Frau Bärbel.

Viertes Kapitel.

Lebendig begraben.

Der für die Hauptpersonen unserer Geschichte so wichtige Freitag nahte heran. Hubert hatte die Tage vorher tüchtig gearbeitet, um, wenn es sein müsse, auch den Samstag dem verhängnißvollen Abenteuer widmen zu können, denn daß die Hebung des Geldes unter den Trümmern so rasch gelingen sollte, wie Herr von Beuren gesagt, konnte er nicht glauben. Nachdem er zu Mittag gegessen, ordnete er vorsorglich die Papiere in seinem Zimmer, sowie seine übrigen Habseligkeiten. Das Bild Ammi's, von einem frischen Blütenkranze umrahmt, den er eigenhändig in abendlicher Stille gewunden, stellte er in der Mitte der Stube und derart auf, daß das volle Licht auf das herrliche liebe Gesichtchen fiel. Eine seiner Pistolen

zog er hervor, untersuchte Ladung und Schloß und steckte sie dann vorsorglich in die lederne Brusttasche eines einfachen Habits von dunkler Farbe, das er sich für die nächtliche Fahrt in die Ruinen ausgesucht. Den Stock in der Hand und einen Dreispitz ohne Band und Borten fest auf das Haupt gedrückt, schickte er sich an die Stube zu verlassen und seinen Weg anzutreten. Noch einen langen innigen Abschiedsblick auf das Bild, welches ihn — seltsam genug — wehmüthig anzulächeln schien, dann schritt er der Thüre zu. Unabsichtlich streifte sein Auge den Tisch, auf dem die Reste seines Mittagsmahls standen. Ein ziemlich großes Stück Brod lag dort. Maschinenmäßig griff er darnach und über sein Thun lächelnd, schob er es in eine der weiten Taschen seines Rockes. Nun schloß er die Thüre, ging zu der alten Wirthschafterin hinab und erklärte dieser, daß er eine kleine Reise zu machen habe, von der er wohl erst im Laufe des morgenden Tages zurückkehren werde, sie solle sich deshalb über sein Ausbleiben keine Sorge machen. Wenige Augenblicke später befand er sich im Freien und auf dem Wege nach der Höhe, in der Richtung der Ruinen der Burg Zeltingen.

Dort angelangt, warf Hubert sich auf einer Stelle, von wo er die Straße überschauen konnte, auf den Boden nieder. Er hatte die Worte des Herrn von Beuren, der, um später frei und ungehindert handeln zu können, Ammi nach Zeltingen zu der Marei schicken wollte, nicht vergessen; er hätte ohne Gefahr für sein richtiges Eintreffen an der bewußten Stelle der Parkmauer, das Eintreffen des geliebten Mädchens abwarten können, doch gedachte er auch wieder seines gegebenen Versprechens und zugleich mußte er sich sagen, daß es besser sei, wenn er Ammi vor dem nächtlichen Gange nicht sehen würde. Wie wäre er auch wohl im Stande gewesen, den gewiß besorgten Fragen des Mädchens auszuweichen? Es war besser so. Doch wollte er die Geliebte sehen, wenn auch nur aus der Ferne. Stunden um Stunden vergingen und der junge Mann wich nicht von der Stelle, die Zeit mit Träumen ausfüllend, die ihm alles bisher Erlebte in farbenreichen Bildern vor die Seele führten. Doch wurden sie oft verdunkelt durch ein banges ihm unerklärliches Ahnen, das bei erhöhtem Herzschlag sein Denken durchbebte. Sollte ihm eine Gefahr bei dem bevorstehenden nächtlichen Gange

drohen? Unmöglich, es war nur das Seltsame des Unternehmens, das Ungewisse der im Grunde wohl nur einfachen Ereignisse, die ihm bevorstanden, welche jenes augenblickliche beängstigende Gefühl in ihm erzeugten.

Endlich kam sie, die Langerwartete. Er erkannte das kleine ehemals bunte Gefährt mit dem Lederdach; jetzt auch den Nickel, der es lenkte. Der Gaul trabte munter die Straße hinab und in einer leichten Staubwolke fuhr das Wägelchen mit der Geliebten dahin und dem Amtshause zu. Wie freute Ammi sich wohl auf das Wiedersehen, auf die schönen Stunden, welche sie nun verleben würde, und angekommen empfing sie die Nachricht, daß er, der Ersehnte nicht daheim sei und heute auch nicht heimkehren werde. Hubert mußte mit schwerem Herzen den Blick von dem Wege abwenden, und aufspringend schritt er vollends die Höhe hinan, um solche trübe Gedanken los zu werden. Was er jetzt that, thun mußte, geschah doch nur Ammi's wegen und um ihren endlichen Besitz. Dieser Schluß stärkte ihn und rüstig schritt er weiter.

Der Abend war da, als er in der Nähe des Schlosses Beurenhof anlangte. Das Dörfchen vermied er und über

die Haide wandernd, näherte er sich der Parkmauer. Es war genau wie an jenem Abend, da er zuerst dem Orte nahe gekommen, der so entscheidend für sein Leben hatte werden sollen. Am wolkenlosen Himmel begann der Mond sein silbernes Licht zu verbreiten und dem Erregten fiel es nicht schwer, die Stelle wiederzufinden, wo er vor etwa einem Monat über die Mauer gestiegen und in den Zaubergarten Dornröschens gedrungen.

Jetzt war er zur Stelle, doch fand er sich allein und auf den moosigen Boden warf er sich nieder, um die Ankunft des seltsamen und ihm stets räthselhafter dünkenden Schloßherrn zu erwarten. —

Herr von Beuren hatte Tag und Stunde nicht vergessen. Am Nachmittage sandte er Ammi und Nickel nach Zeltingen. Mit innigem Blick dankte das Mädchen ihm für diesen Befehl, dem ihr Herz eine ganz andere Auslegung gab. Dann, als es Abend geworden, erschien der Schloßherr vor der keineswegs erstaunenden Wirthschafterin und bedeutete diese mit kurzen Worten, daß er ausreiten und die ganze Nacht, wohl auch noch morgen Vormittag ausbleiben werde. Hierauf händigte er ihr den

großen Thorschlüssel ein und sie zurück in die Küche scheuchend, befahl er ihr, sobald sie sein Davonreiten, das Zuschlagen des Thorflügels vernehme, das Thor selbst zu schließen und sich bei seiner Ungnade nicht weiter um ihn zu kümmern.

Frau Bärbel befolgte den Befehl auf's genaueste. Sie hatte nicht nöthig zu fragen noch zu spähen, die kluge Frau wußte ja Alles.

Den Schloßherrn schien eine neue Kraft zu beseelen. In seinem einfachen dunklen Anzuge, dessen Tasche mehrere Wachslichter barg, schritt er auf den Schuppen zu. Dort lagen die Gartenwerkzeuge. Zuerst suchte er eine Laterne, dann zwei starke Hacken und eine Schaufel, dies Alles schlug er in ein Tuch, das er mitgebracht. Nun näherte er sich den Ställen. Das Geheul Pluto's empfing ihn; doch des Hundes kaum achtend, begann er das zweite Pferd zu satteln. Seine Hand zeigte, trotz zwanzigjähriger Ruhe, noch immer die alte Gewandtheit. Den Hund, der wahrhaft klägliche Töne laut werden ließ, in den Stall schließend, führte er das Pferd hinaus vor das Thor, welches er, als Zeichen seines Fortreitens, laut schallend

zuschlug. Dann bestieg er den Gaul und trabte davon, die Mauer entlang und der Stelle des Rendezvous zu. —

„Holla! Herr Träumer!“ schrie die Stimme des Herrn von Beuren in rauher Weise Hubert zu, der, in seinen Gedanken versunken, den Tritt des Pferdes auf dem weichen Haideboden nicht vernommen.

Im folgenden Augenblick stand der junge Mann neben dem Reiter, der ihm in soldatischer Manier ein „en avant!“ zurief, und schweigend setzten Beide ihren Weg über die Höhe fort.

Der sonst so hinfällige Schloßherr schien in der freien Luft ein ganz Anderer geworden zu sein. Doch war es wohl nur die Erregtheit des Augenblicks, die vollständig neue Situation, in der sich der Mann bewegte, der so lange von allen Menschen abgesondert gelebt, welche die wohl nur flüchtige Veränderung hervorgebracht. Auf seinem Gaul saß der Reiter fast so stramm wie vor Jahren, der alte soldatische Geist war beim Besteigen des Thieres über ihn gekommen. Der Herr von Beuren wäre in seinem Schlosse mit Hubert rücksichtsvoller verfahren; der ehemalige Dragoner sah in diesem Augenblick in dem jun-

gen Manne nur einen gehorsamen Helfer, ihm, dem Reiter untergeben und zu gehorchen verpflichtet. Deshalb waren seine Antworten kurz, sogar brüsk, als Hubert im Laufe der Stunden ein Gespräch beginnen wollte. Unangenehm berührt schwieg dieser und lautlos bewegten sich die Beiden, Reiter und Fußgänger, über die haidige Hochebene dem Moselthal zu.

Doch diese ungewöhnliche Nervenanspannung des Schloßherrn ließ nach und dann erforderte das durchzuführende Unternehmen ein gegenseitiges Verständniß. Nur mit vereinten Kräften war es zu vollbringen, dies wußte der Reiter nur zu gut, und je näher der Thalsenkung, welche zur Mosel herabführte, je deutlicher traten die zu überwindenden Hindernisse vor dessen Seele.

Auf der weiten Haide vom Monde hell bestrahlt, umfing die nächtlichen Reisenden auf dem nunmehr abwärts führenden Wege das Dunkel einer mit Bäumen und hohem Gestrüpp dicht bestandenen Schlucht und langsam nur konnte der Reiter sich fortbewegen. Das Pferd strauchelte bald bei jedem Schritt und ohne ein Wort zu

sagen, ergriff Hubert es beim Zügel, um es mit sicherer Hand zu leiten.

„Ein verdammter Weg!“ murmelte Herr von Beuren. „Er hat sich seit meiner Jugend nicht verändert und eine gute halbe Stunde wird es wohl noch dauern, bis wir das Moselufer erreicht haben.“

„Ich wundere mich, daß Ihr die Gegend noch so genau kennt, trotzdem Ihr sie wohl lange nicht besucht,“ warf Hubert ein.

„Es mögen wohl — vierzig Jahre und mehr sein, seit ich den Starkenburger Berg nicht mehr betreten, doch ist es mir, als sei es — gestern gewesen,“ antwortete Herr von Beuren. Dann, seine Erinnerungen festhaltend, fuhr er fort: „Wenn wir aus der Schlucht herauskommen, sehen wir zur Rechten Enkirch und gegenüber Kewenig, ein altes Nest, das wohl der Satan selbst nicht bewohnen möchte. Vor uns aber liegt der uralte Corveyer Hof, ein Trümmerhaufen — wenn man ihn nicht wieder aufgebaut hat! dort müssen wir hinüber.“

„An jener Stelle giebt es wohl eine Fähre, oder eine Furt?“

„Haha!“ lachte der Andere auf. „Weder das Eine noch das Andere! Man sieht, daß Ihr keinen Krieg mitgemacht habt. Ihr setzt Euch auf die Kruppe meines Gauls und wir schwimmen hinüber. In einer halben Stunde sind wir dann auf dem Montroyal und bei der Arbeit.“

Wie der Reiter gesagt, so verhielt es sich. Bald erreichten Beide die Mosel und vor ihnen erhob sich der Trabener Berg mit den Trümmern der gebrochenen Franzosenfestung, vom Monde hell beschienen, während der ihnen zugekehrte Bergrücken, die Wasser des Flusses, im Schatten lagen. In der Ferne rechts, lang am Ufer hingestreckt und wieder vom Monde beleuchtet, sah man einen Flecken mit einer Kirche, das war Enkirch. Das gegenüberliegende Kewenig verbargen Bäume und tiefe Schatten dem Blick. Vor den Wanderern zeigte sich im Flusse eine schmale Insel und auf derselben die Ueberreste ehemaliger Wohnungen, welche in der eigenthümlichen nächtlichen Beleuchtung düster und umheimlich dem Beschauer entgegenstarrten. Das waren die Ruinen des ehemaligen Corveyer-Hofes.

„Aufgesessen, junger Mann!“ rief Herr von Beuren seinem Begleiter zu. „Wir müssen rasch hinüber und den Berg hinauf. Mitternacht ist nicht mehr weit und bis zum Morgen muß die Arbeit gethan — haha! — der saubere Schatz gehoben sein.“

Schon saß Hubert hinter dem Reiter, der das Pferd ohne Aufenthalt in den Strom trieb. Es war ein nicht ungefährlicher Ritt, doch dauerte er glücklicher Weise nicht lange. Bald hatte das Thier wieder festen Grund unter den Füßen; quer über die Insel ging es, an den Trümmern des ehemaligen Hofes vorbei, dann wieder in die Mosel. Dieser zweite Uebergang ging leichter von Statten, da der Arm des Flusses hier weder breit noch tief war, und bald setzten beide Männer ihren Weg am Ufer, dem Lauf der Mosel folgend, fort.

Jetzt hielt der Reiter, die Höhe hinanspähend, inne. Sie waren in der Nähe des Dörfchens Kewenig angelangt und von hier aus mußten sie die Höhe des Berges zu erreichen suchen. Herr von Beuren mußte trotz seiner langjährigen Abgeschlossenheit von der Welt doch über-

raschend genau mit der Oertlichkeit bekannt sein, denn er fand wirklich einen Pfad, der sich zwischen Gerölle und Gestrüpp den Bergrücken hinanwand. Wieder sah sich Hubert genöthigt, den Gaul zu führen, was diesmal bei der Enge des Weges weit schwieriger war als früher. Doch es ging vorwärts und in einer guten halben Stunde waren Beide auf der Höhe.

Durch und über die Mauertrümmer bahnten Reiter und Fußgänger sich einen Weg und nun befanden sie sich auf dem weiten, öden Plateau des Berges, inmitten der Ruinen Montroyals.

Der Reiter mußte innehalten, so mächtig ergriff den verhärteten Menschen der Anblick der Stätte, die er nur zu gut kannte, deren Bild, wie es sich seinem Auge in jener längst entschwundenen verhängnißvollen Nacht gezeigt, ihn nie verlassen hatte.

Wie damals lagen die Ruinen theils vom fahlen Mondlicht beschienen, theils in dunklen Schatten vor ihm da; wie damals war es todtenstille auf dem weiten öden Trümmerfelde; wie damals klang nur der Hufschlag seines weiter trabenden Pferdes durch die Nacht, und immer mehr

näherte — mußte er sich der Stätte nähern, wo er das entsetzliche Verbrechen begangen, dessen letzte Spur er nach zwanzig langen Jahren der Qual zu vertilgen gekommen.

Dem bis jetzt fast übermüthig kecken Manne wurde es mit einem Male bänglich um das Herz. Was er gelitten in seiner langjährigen Einsamkeit, fühlte er in diesem Augenblick und ein Zagen vor der Zukunft überfiel ihn, das er mit Gewalt, mit aller Kraft seiner Seele zu bannen versuchte. Es werde ihm schon gelingen, dachte er endlich, wenn er einmal bei der Arbeit sein würde, und mit einer fieberhaften Hast beschleunigte er seinen Weg.

Stumm, und sich den Eindrücken der eigenthümlich unheimlichen Oertlichkeit hingebend, folgte ihm Hubert.

Endlich war die Stelle erreicht.

Vor ihnen lag der zerstörte Eingang der Festung, durch welchen damals der wirkliche Herr von Beuren geritten; dort war die Stätte, wo sein Mörder auf ihn gelauert — hier hatte die Kugel den Arglosen nur zu gut getroffen — hier wurde am andern Tage die Leiche gefunden. — Eine Strecke weiter und sie waren bei dem

versteckten Ort angelangt, wo der Dragoner Wenz seinen Gaul untergebracht.

Nun stieg der Reiter ab. Wie in jener Nacht führte er den Gaul zwischen die Steine und befestigte den Zügel an einen weit vorstehenden Kragstein. „Alles noch wie damals!“ sagte er zu sich selbst. „Der Einlaß in den Keller wird wohl auch noch derselbe sein.“

Schweigend, doch mit merklichem Staunen, hatte Hubert dem eigenthümlichen Treiben seines seltsamen Führers zugesehen. Herr von Beuren schien in den öden Ruinen so gut bekannt zu sein, wie daheim in seinem fast nicht minder öden Schlosse.

Dieser nahm die Werkzeuge, die Laterne, aus ihrer tuchenen Hülle und mit leisem, doch energisch klingendem Ton sprach er jetzt zu dem jungen Manne:

„Wir sind an Ort und Stelle. Nehmt die Hacke — Ihr seid jünger und kräftiger als ich — ich werde mit der Schaufel nachhelfen, wenn es nöthig sein sollte. Und nun, voran!“

Weiter ging es in die Ruinen hinein.

Nun waren sie bei der Oertlichkeit angelangt, wo sich die Oeffnung, welche in den halbverschütteten Keller führte, befinden mußte.

Lange suchte Herr von Beuren, und Hubert suchte mit ihm. Doch Beider Mühen schien vergebens, der dem Schloßherrn so wohlbekannte Einlaß wollte sich nicht mehr auffinden lassen. Immer eifriger durchwühlte er die locke-ren Steine; immer unruhiger, fieberhaft erregter wurde er dabei und heller Schweiß bedeckte sein Gesicht. Es war die Stelle, die er nur zu gut, seit seiner Jugend kannte, nie vergessen hatte — und doch hatte sie sich verändert. Es mußte ein weiterer Einsturz des Gewölbes tief unten in der Erde stattgefunden haben, das obere Gestein war nachgerollt und wenn dem so war, durfte ein Eindringen von hier in das Kellergewölbe wohl unmöglich sein.

Hubert fühlte Mitleid mit dem alten Manne. Ob-gleich ihn das sonderbare Unternehmen vollständig kalt gelassen, er sich nur dazu verstanden hatte, weil Herr von Beuren es so gewollt, aus keinem andern Grunde! — so bot er nun doch alle Kräfte auf, um hier zu helfen. An der Stelle, wo seine Führer am eifrigsten gesucht und ge-

wühlt, schlug er mit kräftiger Hand die eiserne Hacke in die Steine und begann diese mit Macht wegzuräumen. Herr von Beuren athmete auf. Er setzte sich erschöpft auf einen Steinblock in der Nähe und mit einem Ton, der seine große innere Aufregung nur zu deutlich kundgab, forderte er Hubert auf, bald bittend, bald befehlend, in seinen Bemühungen fortzufahren. Dazwischen murmelte er Allerlei von dem gewaltigen Schatze, der sie Alle glücklich machen werde, wohl um den Arbeitenden aufzumuntern. Doch Hubert hörte kaum darauf; auch waren die derartigen Reden des Andern wirr und fast unverständlich geworden: seine Aufregung mußte eine ganz ungewöhnliche sein.

Eine halbe Stunde wohl mochte Hubert gearbeitet haben, eine ziemliche Höhlung in den Steinmassen hatte er zu Wege gebracht und noch immer wollte sich keine Oeffnung zeigen. Herr von Beuren war verstummt. Den Kopf mit beiden Händen haltend, saß er zusammengekauert da, nicht einmal mehr auf seinen Begleiter achtend, der nun erschöpft von seiner Anstrengung in der Arbeit inne halten mußte.

Hubert trat einige Schritte auf den Sinnenden zu und, sich auf sein Werkzeug stützend, fragte er ihn:

„Seid Ihr denn auch gewiß, daß wir an der rechten, in Euren Rissen der Gewölbe bezeichneten Stelle sind?“

„Ganz gewiß!“ lautete die fast tonlos gegebene Antwort.

„Giebt es keinen andern Eingang in die Keller?“

„Nein! — In meiner Jugend gab es noch einen von der Wasserseite, drüben von Rißbach her, doch der ist vollständig verschüttet. Ein großes Gewölbe stürzte dort zusammen, als wir Knaben hier unten spielten; nur mit Mühe entkamen wir durch die Oeffnung an dieser Stelle.“

Hubert stutzte und schaute den zusammengekauerten Mann vor ihm, der seine Stellung nicht verändert hatte, befremdet an. Was er da gehört, klang anders, als dessen bisheriges Reden. Herr von Beuren hatte also von dem Gewölbe nicht allein durch die alten Risse der Festung Kenntniß erhalten, sondern dasselbe schon als Knabe gekannt und darinnen gespielt. Das war sonderbar — auffallend. Schon wollte er seinem Staunen über diesen

Widerspruch Worte leihen, als plötzlich ihm zur Seite ein eigenthümliches Geräusch, wie von fallenden Steinen laut wurde.

Ueberraschst schaute er nach der Richtung hin; auch Herr von Beuren hatte horchend den Kopf gehoben.

Mit einem Male stieß Letzterer einen rauhen, häßlich klingenden Freudenschrei aus und eilte auf die Stelle zu, wo Hubert noch vor wenigen Augenblicken gestanden und gearbeitet.

Das Geräusch dauerte langsam fort.

Siehe da! In den Trümmern hatte sich eine Oeffnung gebildet und schwarz dunkel gähnte eine tiefe Höhlung unter den Steinmassen den Beschauer an.

„Ich wußte es wohl!" keuchte Herr von Beuren, „daß hier der Eingang sei. Dort hinunter müssen wir. Schnell, noch einige Schläge mit dem Eisen, um die Oeffnung größer und passirbarer zu machen! Während dem will ich die Laterne anzünden."

Hastig zog er Stein und Stahl, Zunder und Schwefelfaden hervor, dann noch das Packet, in welches er zur Vorsorge die Wachslichter gepackt, und bald brannte ein

Licht in der handlichen Laterne. Doch Hubert stand noch immer unschlüssig vor der Oeffnung in den Trümmern, ohne zu thun, wie Herr von Beuren ihn geheißen.

„Warum vergrößerst Du das Loch nicht?“ herrschte dieser, in seiner Aufregung sich wohl vergessend, dem jungen Mann in giftig drohender Weise zu.

Hubert achtete weder auf Ton noch Wort, sondern gelassen entgegnete er:

„Es wird nicht rathsam sein. Noch einige Schläge und die ganze Mauermasse stürzt in die Tiefe und verschüttet den kaum gefundenen Einlaß.“

„Hm! Könntet Recht haben!“ sagte der Andere in etwas besänftigt. „Dann müssen wir durch die Oeffnung zu unsern Füßen. Sie ist groß genug und wird uns schon passiren lassen. Voran!“

Und schon schritt er mit Schaufel und Laterne auf den schmalen Eingang zu.

„Es ist ein gefährlicher Weg!“ rief Hubert mit wirklicher Besorgniß seinem Begleiter warnend zu. „Bedenkt, ob das vergrabene Gold ein solches Wagniß werth ist. Wir setzen unser Leben auf's Spiel!“

„Was liegt daran!" knirschte Herr von Beuren in unheimlicher Weise. „Ich will haben, was dort unten liegt. — En avant!"

„Mit Gott denn, voran!" sagte der junge Mann, indem er sich anschickte, mit der Hacke in der Hand, seinem bisherigen Führer zu folgen, der sich schon mit halbem Leibe durch die enge Oeffnung durchgezwängt.

Verhältnißmäßig leicht ging es abwärts. Die niedergestürzten Steinmassen bildeten eine schiefe Ebene, welche das Niedersteigen erleichterte. Wenn auch bei jedem Tritt das Gerölle unter den Füßen nachgab, einzelne Steine sich lösten und in die dunkle Tiefe kollerten, so ging es doch immer langsam weiter. Bald gewöhnte sich auch das Auge an die Dunkelheit ringsum, mit welcher das Wachslicht der Laterne mit einigem Erfolg zu kämpfen begann, und schon erkannte man zur Seite Theile des noch immer festgefügten Mauerwerks, in der Höhe weitgespannte Gewölbe von schweren Steinen roh zusammengefügt.

Endlich — endlich war der Boden erreicht und mit einem heiseren, unheimlich klingenden Freudenschrei warf sich Herr von Beuren erschöpft auf den nackten Felsboden.

Hubert, von der Fremdartigkeit, wohl auch wirklichen Gefährlichkeit des sonderbaren Aufenthalts ergriffen, nahm die Laterne, hob sie hoch empor und schaute sich um.

Er befand sich in einem hohen Gewölbe, dessen Breite er wohl, dessen Länge er aber unmöglich bemessen konnte, da die beiden Enden sich in tiefer Dunkelheit verloren. Auf der einen Seite, dort, wo sie niedergestiegen, waren fast nur Trümmermassen zu sehen. Zu Seiten ihres engen gefährlichen Eingangs, durch den ein Stückchen fahler Himmel niederblickte, befanden sich noch einzelne Theile der Wölbungen, die jedoch große Risse zeigten, alles Andere war eingestürzt. Ihnen gegenüber erblickte er festes Mauerwerk, gewaltige rohe Quadern, dann wieder nackte behauene Felswände, welche eine natürliche Mauer bildeten. Der Boden des Gewölbes, ebenfalls zum größten Theil in die Felsen gehauen, war stellenweise von Schutt frei und gestattete ein Umhergehen. Mit der Laterne in der Hand schritt der junge Mann in die Dunkelheit hinein und bald entdeckte er, daß die Langseiten des Kellers vollständig verschüttet waren. Die Zerstörer der Festung, die Bauern der Moselufer von Anno 1698, hatten gute Arbeit

gemacht! Nur Trümmer erhoben sich an den beiden Seiten des gewiß unzerstörbaren Gewölbes. Die Luft mußte dennoch Eingang in den verschütteten Raum zu finden wissen, denn die Athmosphäre in demselben war, wenn auch feucht kalt und dumpf beengend, doch nicht erstickend. Von seinen Untersuchungen zurückgekehrt, wandte Hubert nunmehr seine Aufmerksamkeit wieder seinem Begleiter zu. Er fand diesen bereits an der Arbeit.

„Hier muß es liegen!" keuchte Herr von Beuren ihm entgegen, indem er dicht bei der Stelle, wo Beide niedergestiegen und auf welche just das fahle Licht der Mondnacht niederfiel, die Steine wegzuräumen versuchte. Er schien so furchtbar erregt, sein Thun hatte etwas so unnatürlich Hastiges, daß Hubert erstaunt und dann erschrocken auf ihn hörte und niedersah.

„Wenn hier das Gold liegt," sagte er endlich zu dem immerfort Wühlenden, „so dürfte es unmöglich zu heben sein. Wollen wir die Trümmer, welche die Decke noch halten, wegräumen, um den Boden freizumachen, so wird das Gewölbe nachstürzen und uns unter seinem Schutt

begraben. Ich beschwöre Euch, laßt ab von Eurem Beginnen, es kann zu nichts Gutem führen!"

„Nein, nein! — hinweg!" keuchte der Andere, die Hand Huberts mit Gewalt von seiner Schulter lösend, die Jener warnend erfaßt. „Bald ist es gethan; hier ist schon ein Stück Riemenzeug — das Andere muß sich auch finden."

Immer größer wurde das Staunen Huberts, es verdrängte gewaltsam sein beängstigendes Gefühl. Herr von Beuren schien irre zu reden, wohl gar geistesabwesend zu sein. Nach einem goldenen Schatz suchte er, und nun erklärte er ein morsches Riemenstück für einen Theil dieses Schatzes. Selbst in etwas verwirrt hob Hubert den Riemen auf, welchen der Suchende bei Seite geworfen, und betrachtete ihn von allen Seiten. Morsch und halb verfault zeigte er sich, doch enthielt er noch einige Zierrathen von Metall und eine starke Schnalle; es mußte ein Stück eines Pferdegeschirrs sein. Sein Staunen wuchs, andere Gedanken erzeugend. Der Mord in den Ruinen Montroyals trat vor seine Seele — hier konnte

der Thäter die Kleider des Todten verborgen haben! Da verwandelte sich mit einem Male das keuchende Athemholen des Herrn von Beuren in einen lauten Aufschrei. Zwischen den Steinen war ein rother Gegenstand zum Vorschein gekommen.

„Ich hab's! — ich hab's!" schrie er mit wilder Freude, alles um sich her vergessend und wie nur von einem Gedanken erfüllt. Dabei zerrte er mit aller Gewalt an seinem sonderbaren Funde, um diesen aus den Trümmern zu lösen. Stein um Stein kollerte zu Boden, bald zu Seiten des rastlos, fieberhaft Arbeitenden — doch nun auch von oben.

Da ließ sich plötzlich ein unheimliches Krachen hören.

Entsetzt schaute Hubert auf. — Herr von Beuren hatte den Pack — es waren Kleidungsstücke — mit beiden Händen gefaßt und beide Füße wider die Steinmassen gestemmt, mit schweißtriefendem Antlitz, schäumendem Munde, zerrte und zog er, um ihn vollends an sich zu bringen. —

Einen gellenden Schreckensschrei stieß Hubert aus.

Mit der Kraft der Verzweiflung erfaßte er den wie rasend sich gebehrdenden Menschen am Halse und schleuderte, zog ihn fort nach der anderen Seite des Kellers.

Im nächsten Augenblick erfolgte ein furchtbares Krachen, das wie dumpfer Donnerton den Keller durchhallte; die letzten Theile des Gewölbes nach der Seite hin, wo von Beuren gesucht, stürzten prasselnd ein und in die Tiefe nieder.

Betäubt, von dem niederwirbelnden Staube fast erstickt, verloren Beide die Besinnung und wie leblos sanken sie zu Boden. Doch hatte der alte wahnsinnige Mann trotz der Todesgefahr seinen Raub nicht fahren lassen. Seine Finger hielten eine alte fahlrothe Uniform umkrallt, die wohl ein Bündel gebildet hatte, dessen übriger Inhalt nunmehr auf's Neue unter den Trümmern begraben lag.

Sein Thun war Ursache der entsetzlichen Katastrophe gewesen. Die Trümmermasse, welche die vielfach geborstene Decke noch gehalten, an ihrer Basis gelockert, hatte nachgegeben — sie war vollends niedergestürzt und ihr Fall mußte das endliche und vollständige Einbrechen

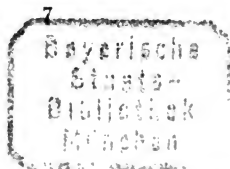
des morschen Gewölbes an dieser Stelle zur Folge haben.

Herr von Beuren, oder vielmehr Wenz, der Dragoner, und der Sohn seines Opfers, Hubert Walbot, waren Beide verschüttet — in einem Sarge wohl lebendig begraben.

Fünftes Capitel.

Die beiden Portraits.

So froh und freudig erregt Ammi nach Zeltingen gefahren, so traurig war sie am Abend nach Schloß Beurenhof zurückgekehrt. Sie hatte Hubert nicht gesehen und zugleich von der Marei erfahren, daß er über Land und wohl morgen erst heimkehren werde — wohin er gegangen, wußte die Frau nicht. Daheim erfuhr Ammi mit größtem Staunen, daß Herr von Beuren das Schloß verlassen und davongeritten sei. Das war eine merkwürdige Neuigkeit, für das Mädchen sowohl, wie für den Nickel, und die Wirthschafterin Frau Bärbel wurde von Beiden bestürmt, zu reden, wie es gekommen und was sich weiter dabei zugetragen. Doch die Frau war klug genug,



nur das zu sagen, was sie am Nachmittage erlebt, und nicht das, was sie früher erlauscht. Sie war der Zurückkunft ihres Herrn gewiß und würde sich schwerer Strafe ausgesetzt haben, wenn sie geplaudert hätte. Bärbel hatte deshalb auf alle weiteren Fragen nur die Antwort, daß Herr von Beuren ganz sicher morgen wiederkehren werde. Sie schien davon so überzeugt zu sein, daß Ammi und Nickel sich endlich auch beruhigten.

Der andere Tag, der Samstag kam heran und verging — ohne daß Herr von Beuren zurückkehrte, und Ammi wurde nunmehr wirklich besorgt. Auch Nickel schüttelte bedenklich den Kopf — nur Frau Bärbel wollte an nichts Schlimmes glauben, wenn auch ihre Zuversicht nicht mehr so fest wie am Tage vorher zu sein schien. Nickel ging in's Dorf, erkundigte sich in der Runde nach seinem Herrn, doch Niemand wollte diesen gesehen haben. Herr von Beuren schien sammt seinem Pferde spurlos verschwunden zu sein. Es war dies Alles in der That ebenso räthselhaft, als Besorgniß erregend, und von einem bangen Ahnen gequält, sandte Ammi den Diener noch am Abend nach Zeltingen, um dort nach dem Entschwundenen

zu forschen, zugleich auch Herrn Walbot den sonderbaren Vorfall mitzutheilen, fest überzeugt, daß derselbe von seinem Ausfluge zurückgekehrt sein würde.

Es war bereits Nacht, als Nickel zurückkehrte und die Antwort, welche er brachte, lautete für Ammi wahrhaft trostlos: Auch Herr Walbot sei noch nicht heimgekehrt und den Herrn von Beuren habe Marei mit keinem Auge gesehen. In banger Angst verbrachte Ammi die Stunden der Nacht, das Schlimmste denkend und sich ausmalend. Das räthselhafte Verschwinden der beiden Männer zu gleicher Zeit mußte in irgend einem Zusammenhang stehen. Doch wo konnten sie sein? Was hatten sie vor? Sie vermochte für die Beantwortung dieser Fragen keinen Anhaltspunkt zu finden, wie sehr sie auch ihr Denken dabei anstrengte.

Als am Sonntag Morgen sich noch immer keine Spur des Entschwundenen zeigen wollte, da wandelte sich Besorgniß und Angst in tödtliche Gewißheit: ein Unglück war geschehen! — Auch zeigte sich die bisher so muthige Frau Bärbel nunmehr nicht allein vollständig verzagt,

sondern auch verlegen. Je mehr Ammi in die Frau drang, zu reden, je verwirrter wurde diese, und das Mädchen bedauerte lebhaft, daß Nickel nicht daheim sei, um die Schweigsame, auf welche Jener einen merklichen Einfluß zu üben schien, zum Reden zu bringen.

Da plötzlich erschien in athemloser Eile ein Bauer aus dem nahen Dorfe. Nickel habe ihn gesandt, so berichtete der Mann, um dem Fräulein zu sagen, daß er eine Spur der Vermißten gefunden, der er ohne Aufenthalt nachgehe. Am vergangenen Freitag, spät am Abend, seien ein Reiter und ein Fußgänger gesehen worden, welche den Weg über die Höhen nach dem sogenannten Schafhof eingeschlagen und dann wohl weiter nach Enkirch gezogen sein mochten. Die Beschreibung des Gauls, des Reiters und seines Begleiters ließen keinen Zweifel aufkommen, daß es Herr von Beuren und der mit jenem zu gleicher Zeit verschwundene Herr Justitiarius von Zeltingen gewesen.

Ammi athmete freudig auf und die Züge der Frau Bärbel überflog ein Lächeln; sie machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: das hätte ich Euch auch und noch viel

mehr künden können. Doch sagte sie vor der Hand noch nichts, wenn auch ihre Standhaftigkeit durch die wirklich beunruhigende Lage merklich erschüttert worden war.

Noch versuchte Ammi, von dem Bauer mehr zu erfahren, der jedoch nichts weiter wußte, da er selbst nichts gesehen, sondern nur den Auftrag von dem sehr eilig scheinenden Nickel erhalten hatte — als eine neue Person in größter Eile und ganz ungewöhnlicher Aufregung in dem Hofe des Schlosses erschien.

Es war der alte Schäfer Grates. —

Bevor wir nun weiter erzählen, müssen wir um einige Stunden zurückgehen, um darzulegen, was den Schäfer in solche Aufregung versetzt und nach Schloß Beurenhof getrieben.

Am frühen Morgen dieses Sonntags hatte Grates die Hut seiner Heerde einem Knaben und seinem Hunde übergeben und war dann von den Bergen niedergestiegen, um Herrn Walbot in Zeltingen aufzusuchen und zu sprechen. Die Gedanken, welche ihn seit seiner letzten Unterredung mit dem Justitiarius erfüllten und immer mehr beherrschten, ließen dem Manne keine Ruhe mehr; er mußte mit dem

jungen Rechtsgelehrten darüber reden. Im Amtshause war alles stille, er fand Niemand in den Stuben. Marei und Kattrein hantirten wohl draußen im Hofe oder in den Ställen, um zur Kirchenzeit frei zu sein. Auch die Räume des Amts waren verschlossen. Grates, der nichts von der Abwesenheit Huberts wußte, glaubte den jungen Mann oben in seinen Zimmern zu finden, und so stieg er denn langsam, den Kopf voll schwerer Gedanken, die Treppe hinan.

Er kannte das Zimmer, welches der neue Herr Justitiarius bewohnte, wenn er dasselbe auch bis jetzt noch nicht betreten. Der Schlüssel stak im Schlosse und der Schäfer klopfte an.

Keine Antwort erfolgte.

Ein abermaliges Klopfen hatte keine andere Wirkung. Da zauderte der Alte nicht länger, leise drückte er auf die Klinke und öffnete dann langsam die Thüre.

Jetzt erfolgte etwas tief Ergreifendes.

Das Zimmer war leer, doch in der Mitte desselben, auf einer Art Staffelei und hell vom Lichte des sonnigen Morgens beleuchtet, stand ein Bild, ein jugendlich holdes

Mädchenantlitz, das den Eintretenden mit einem süßen, doch auch schmerzlichen Lächeln anzuschauen schien.

Der Alte fuhr beim Anblick des Bildes zurück.

Sein Athem stockte und die Hände mit den ausgespreizten Fingern erhoben, starrte er eine Weile das Bild an. Dann begann seine Brust sich zu heben, immer rascher, heftiger; seine Lippen bewegten sich zuckend, als ob sie reden wollten und keine Töne finden konnten; seine Augen wurden feucht und unter Schluchzen rief er endlich mit einem herzzerreißenden Ton:

„Ammi! — meine Ammi!“ —

Zugleich stürzte er mit ausgebreiteten Armen auf das Bild zu und vor demselben nieder, weinend, dann lächelnd den Blick immer auf's Neue zu dem Antlitz des Mädchens erhebend, das ihn fort und fort mit einem unsagbar frohen und doch auch wieder so wehen Ausdruck anschaute.

Mit beiden Händen hielt er das Gemälde gefaßt und unter Thränen stammelte er nun:

„Ammi! — Du bist's! — Nun hab' ich Dich immer um mich, und wenn ich Dich selbst auch nicht mein liebes Kind nennen darf, so werde ich dies doch zu Deinem

Bilde sagen können. — Er wird es mir lassen, denn er ist gut und wird dem einsamen, unglücklichen Vater nicht diesen einzigen Trost, diese einzige Freude rauben wollen!"

Und unter Lachen und Weinen sprach der alte Mann immerfort zu dem Bilde seines Kindes, diesem Alles sagend, was sein Herz erfüllte und was er dort so lange Jahre unter unsäglichem Weh hatte zurückdrängen müssen, ihm all die Liebesnamen gebend, die er seinem eigenen Kinde nie hatte geben dürfen.

Es war eine rührende Scene. Dies fühlte auch die alte Marei, welche draußen bei der offenen Zimmerthüre, im Dunkel des Ganges stand und sich die Thränen aus den guten ehrlichen Augen wischte.

Sie hatte Grates kommen sehen, und begierig, mit ihm über Hubert zu reden, war sie dem Alten gefolgt und so Zeuge des ergreifenden Auftritts geworden.

„Er ist es!" — murmelte sie still vor sich hin. „Seit der Stunde, wo er den Jost so vertheidigte, hab' ich's geahnt! — Der arme Mann!"

Sie trat noch immer nicht vor, obgleich Jost, denn so dürfen wir den Schäfer von nun an nennen, sich erhoben

und nur noch durch Blicke zu dem Bilde seiner Tochter sprach. Die Alte war zwar nicht wenig ergriffen, doch fürchtete sie sich dem Manne ihrer Schwester gegenüber nicht standhaft genug zu sein. Sie sagte sich in ihrer Einfalt, daß sie sein Geheimniß noch nicht wissen dürfe, so lange nicht, als bis er dargethan, was er damals behauptet: daß der Jost unschuldig sei an jener entsetzlichen That.

In den Gang zog sich die Alte zurück, um den passenden Augenblick abzuwarten, wo sie eintreten und mit dem Schäfer reden könne.

Dieser sollte bald und in überraschender Weise herbeigeführt werden.

Noch eine Weile beschäftigte Jost sich mit dem theuren Bilde, dann begann er in der Stube umherzuschauen. Dort, der Wand zugekehrt, stand noch eine Leinwand. Es war dies wohl auch ein Bild, wohl gar ein Portrait? — Da plötzlich fielen dem Schäfer die Worte Walbots ein, der ja an jenem Nachmittag gesagt, daß er ihm den räthselhaften Schloßherrn zeigen werde — im Bilde. Wenn es das Portrait des Herrn von Beuren wäre?

des Mannes, den Jost nie gesehen, den er für sein Leben gern, besonders seit einigen Tagen, hätte sehen mögen — den er sehen mußte, koste es, was es wolle!

Mit raschem Griff erfaßte er das wider die Wand gelehnte Bild und kehrte es um.

Da wurde plötzlich ein entsetzlicher Aufschrei laut, dann der Name „Wenz!"

Mit einem Gemisch von Staunen und Grauen hallte es durch den Raum, durch das stille Haus, daß die Alte erschrocken und all ihre Vorsätze vergessend in das Zimmer eilte. —

Da stand der Schäfer wie betäubt, in den Händen das Bild seines Bruders, den er trotz der Jahre, trotz aller Veränderungen, die mit jenem vorgegangen, sofort wiedererkannt hatte.

Der Eintritt Marei's brachte Leben in die starre Gestalt.

„Wer ist das, Marei?" — keuchte Jost, ohne den Blick von dem finstern Antlitz abzuwenden.

„Ihr könnt das freilich nicht wissen, Grates," antwortete die Alte, „aber ich kenne den Mann, den das

Conterfey darstellt. — Und es ist gut getroffen!“ setzte sie, das Portrait mehr und mehr bewundernd, mit gewohnter Zungenfertigkeit hinzu. „Der junge Herr Justitiarius ist wirklich ein Tausendkünstler — ein wahrer Hexenmeister! — Zuerst war es die Ammi und nun ist er es, wie er leibt und lebt!“

„Wer — wer ist es?“ schrie Jost förmlich auf, indem das Bild in seinen Händen zu zittern begann.

„Nun, wer soll es anders sein als der gnädige Herr von Beuren, der Pflegevater —“

Die Alte konnte den Satz, der ganz bestimmt ihr soeben erlangtes Wissen verrathen haben würde, nicht zu Ende sprechen, denn gewaltsam wurde sie unterbrochen.

Als ob er Feuer in den Händen gehalten, warf Jost das Bild weit von sich, und während ein Grauen seinen Körper schüttelte, murmelte er: „Mein Ahnen! — mein Ahnen!“ Dann schrie er plötzlich die Hände ringend auf: „Und Ammi ist bei ihm — bei ihm! — Entsetzlich!“ —

„Was habt Ihr — Grates?“ fragte Marei erschrocken, zugleich das weggeworfene Bild aufhebend und von allen Seiten betrachtend, ob es keinerlei Schaden ge-

nommen. „Wenn das unser junger Herr sehen oder erfahren würde!“

„Wo ist Herr Hubert?“ rief nun der Schäfer, dessen Gedanken durch die Erwähnung Walbots eine andere Richtung genommen, mit entschlossenem Ton. „Wo ist er? — Ich muß ihn sofort sprechen und dann hinaus nach Beurenhof!“

„Ach Grates!“ entgegnete seufzend Marei, welche jetzt erst wieder des räthselhaften Ausbleibens des jungen Mannes gedachte, „über Herrn Hubert wollte ich just mit Euch reden. Denkt nur, seit vorgestern, seit Freitag Nachmittag ist er fort: er wollte am andern Tage wiederkehren und heute haben wir Sonntag und noch immer ist er nicht zurück. Ihr müßt mir helfen und rathen, denn ich selbst weiß nicht mehr, was ich denken, was ich anfangen soll.“

„Der junge Herr ist — fort?!“ rief staunend und erschrocken, sein eigenes Leid vergessend, Jost.

„Wie ich Euch sagte, Grates. Ich bin in einer wahren Todesangst um ihn. Wäret Ihr heute früh nicht vom Berge gekommen, ich hätte Euch holen lassen.“

„Und ist er nicht etwa — auf Beurenhof?“ fragte der Andere.

„Da ist dasselbe Leid. Gestern Abend spät noch war der Nickel hier; auch der gnädige Herr von Beuren ist seit Freitag Nachmittag wie verschwunden. Er ist ausgeritten, während Ammi und Nickel hier waren, und gestern Abend war er noch nicht heimgekehrt.“

„Beruhigt Euch, Marei, Herr Hubert wird zurückkehren — er ist ein junger kräftiger Mann und auch nicht tollkühn, er wird sich in keine Gefahr begeben, auch Niemand ihm ein Leids angethan haben. Lebt wohl, ich muß nach Beurenhof; dort werde ich auch ganz gewiß den Herrn Justitiarius sehen.“

Dabei wollte er, ohne weiter ein Wort zu sprechen, an der Alten vorbei und hinaus. Doch Marei hielt ihn erschrocken zurück.

„Wie, Ihr gedenkt mich in meinem Leid zu verlassen?“

„Ich will nach dem jungen Herrn sehen,“ antwortete Jost mit weichem Ton. „Glaubt mir, Marei, das Wohl des Herrn Walbot liegt mir ebensosehr am Herzen, wie

Euch, und kann ich ihn mit meinem Leben schirmen und retten, so soll es geschehen, und wäre es nur — der Ammi wegen."

Letztere Worte hatte er ganz leise, wie zu sich selbst gesprochen.

„Ich will Euch glauben — Grates," entgegnete Marei, ihrem Schwager kräftig die Hand zum Abschied drückend. Doch schon im folgenden Augenblick rief sie wieder ängstlich und Jost auf dem Wege zur Treppe aufhaltend: „Wann werdet Ihr wiederkommen — und was sollen wir bis dahin thun?"

„Bis Mittag bin ich wieder hier, und die Ammi bringe ich mit; sie bleibt fortan hier bei uns, darauf richtet Euch, Marei. Bis dorthin werde ich auch schon Näheres über Herrn Hubert erfahren haben. Und nun laßt mich! Lebt wohl!"

Damit riß Jost sich fast gewaltsam von der Alten los und schritt in sichtlicher Aufregung aus dem Amtshause und in der Richtung nach Schloß Beurenhof davon.

Voll Verwunderung über die letzte Rede schaute Marei dem Davoneilenden nach. Dann murmelte sie,

in's Haus zurückkehrend und das würdige Haupt schüttelnd:

„Sonderbar! — Warum will er jetzt sein Kind von dem Schlosse wegnehmen, während Ammi neulich nur auf sein Zureden dorthin zurückkehrte?"

Diese Frage genügend zu beantworten wurde der Alten ebenso unmöglich, als einen Anhaltspunkt für das Verschwinden ihres Hausgenossen zu finden.

Doch beruhigte sie sich schließlich, denn sie wußte, daß sie dem Schäfer Grates und seinen Worten vertrauen durfte, besonders seit der — oder vielmehr trotz der heute gemachten merkwürdigen Entdeckung.

Sechstes Capitel.

Vater und Tochter.

Wie aus der Erde gewachsen, stand der alte Schäfer plötzlich vor den drei Personen, welche sich in dem Hofraum des Schlosses Beurenhof befanden. Das große Thor war nicht verschlossen gewesen und ohne lange anzuklopfen Grates eingetreten. Erschrocken schaute Ammi den sonst so ruhigen alten Mann an, der in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung zu sein schien. Die Eile, mit welcher er den weiten Weg zurückgelegt, hatte sein Gesicht geröthet, wie seinen Augen einen erhöhten Glanz gegeben. Doch seine Züge waren tief ernst, und schon jetzt das Schlimmste ahnend, schrie Ammi, nachdem sie sich von ihrem ersten Starren erholt hatte, laut auf.

„Was ist mit Hubert?“ — rief sie. „Um Gotteswillen sprecht, Grates! Ist ihm ein Unglück begegnet? — Es wäre mein Tod! — O redet, redet!“

Erstaunt schauten der Schäfer und auch Frau Bärbel auf das junge Mädchen. Hatte Ammi doch durch ihre Worte, mehr noch durch den Ton derselben, ihre Liebe zu dem jungen Manne nur zu deutlich verrathen. Jost erhielt hierdurch nicht allein die Gewißheit dessen, was er längst geahnt, sondern erfuhr auch, und zu seinem Leid, daß Hubert sich hier nicht befinde.

Es war ein Schwertstreich für das Herz des Vaters.

„Fasse Dich, Ammi,“ entgegnete der Schäfer so ruhig, als es ihm in diesem Augenblick nur möglich war. „Dem Herrn Walbot ist, ich hoffe es zu Gott, nichts Schlimmes passirt. — Freilich war er bis heute früh nicht heimgekehrt, doch wird er gewiß im Laufe des Tages kommen. Die Mittheilungen, welche er der Marei über sein Gehen und Ausbleiben gemacht, lauten beruhigend.“

Ammi weinte.

„Doch wo ist Herr von Beuren? — Ich muß ihn sehen und sprechen, auf der Stelle!“ fuhr Jost mit stär-

kerem Ton und gesteigerter Aufregung fort, während seine Züge sich ungewöhnlich belebten und sein fieberhaft glänzender Blick unstät Hof und Garten durchschweifte, als ob er den Genannten hätte suchen wollen — und finden müssen.

„Herr von Beuren ist ebenfalls bis jetzt nicht heimgekehrt," antwortete Frau Bärbel, da die weinende Ammi noch immer schwieg. Endlich sprach diese:

„Hubert ist bei ihm; man hat Beide auf dem Wege nach Enkirch gesehen und Nickel folgt ihrer Spur."

Der Schäfer stieß einen lauten Ruf des Schreckens aus. —

„Hubert, bei ihm?! — bei dem — O, das ist entsetzlich! — Ich muß sie finden — um wohl ein neues schreckliches Unglück zu verhüten."

Die Aufregung des Mannes war eine so gewaltige, beängstigende, daß Ammi ihr eigenes Leid für Augenblicke vergaß und dem Schäfer nacheilte. Dieser schien Alles um sich her, sein Kind und seine Vorsätze, vergessen zu haben und wollte raschen Schrittes sich wieder entfernen, als ihn Ammi's Arme zurückhielten.

„Um Gotteswillen bleibt, Grates!“ rief das arme Mädchen mit wahrer Seelenangst, „daß zu dem einen Unglück nicht noch ein neues stoße!“

„Ich muß fort, Ammi! — ich muß! — Es gilt wohl Huberts Leben — denn er will ihn wohl auch ermorden!“

So rief Jost außer sich und ein herzzerreißender Schrei seiner Tochter antwortete ihm. Die Kräfte der Armen waren zu Ende und ohnmächtig wäre sie zur Erde gesunken, wenn der Schäfer sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Der Anblick seines bleichen, unglücklichen Kindes, das wie leblos an seinem Herzen ruhte, bannte wie durch einen Zauber die sinnlose, fast wahnsinnige Aufregung des alten Mannes. Thränen traten ihm in die Augen, träufelten auf sein armes — liebes Kind nieder und mit leiser, rührend klingender Stimme flüsterte er der Ohnmächtigen zu:

„Ammi! — Ammi, mein liebes Kind, komme zu Dir! — Ich bin ein Wahnsinniger gewesen, daß ich solche Worte gesprochen. Das Leben Deines Liebsten ist nicht

bedroht — Gott der Herr kann dies nicht wollen! Deinem — unserm Unglück ist er einen Lohn schon auf dieser Erde schuldig und er wird Dir werden! — Beruhige Dich — schlage Deine lieben Augen wieder auf. — An Dein Leben ist ja das meinige geknüpft und ohne Deinen Blick wäre die Nacht des Todes um mich her. — Ammi! — Ammi!" —

In Thränen vergingen die letzten Worte.

Wie durch einen Nebelschleier glaubte Ammi das Antlitz des Mannes, in dessen Armen, an dessen Herz sie ruhte, zu schauen; mit einem unbeschreiblichen Blick voll Liebe schaute es sie an. Dieser Blick und die Worte, welche sie deutlich vernahm, weckten in ihrem Herzen ein Gefühl, das sie noch nie gekannt, das ihr schöner, reiner und heiliger dünkte als Alles, was sie bis jetzt empfunden. Selbst ihre Liebe zu Hubert schien sich in Demuth vor diesem neuen, süßen Empfinden zu beugen. So mußte das Herz eines Kindes für den Vater fühlen.

Da trafen andere Töne, andere Worte ihr Ohr und weckten sie aus ihrer süßen Betäubung. Ammi schlug die Augen auf.

Es war Frau Bärbel die da sprach.

Die letzten entsetzlichen Worte, welche der Schäfer in seiner Aufregung hervorgestoßen, die eine furchtbare Anklage gegen ihren und ihres Mannes zeitweiligen Herrn bildeten, hatten die ehrliche Frau wahrhaft empört. Sie achtete kaum auf die nun folgende rührende Scene zwischen Jost und seinem Kinde, sondern wartete nur den Augenblick ab, wo sie ihrer Zunge freien Lauf lassen konnte. Länger durfte sie nicht schweigen; sie mußte reden, um Herrn von Beuren vor einem solchen grausamen Verdacht zu bewahren.

Als Jost daher, von seiner Rührung übermannt, nicht weiterreden konnte, trat Frau Bärbel zu der Gruppe und mit kräftigem, bestimmtem Ton sprach sie:

„Was Ihr da vorhin gesagt, Grates, wird Euch, mit Verlaub, als eine große Sünde angerechnet werden, denn eine ganz ungerechte Klage habt Ihr gegen meinen gnädigen Herrn von Beuren erhoben. Ich behaupte dies, denn ich weiß besser, wie es um die beiden vermißten Männer steht.“

Der Schäfer, schon merklich ruhiger geworden, schaute

verwundert auf und Ammi ließ einen schwachen, zitternden Freudenschrei hören.

„Ihr wißt, wo sie sind?“ fragte Grates, und fast zugleich mit ihm rief Ammi:

„Und habt uns bis jetzt in solcher tödtlichen Ungewißheit lassen können? O, das war nicht recht von Euch, Frau Bärbel!“

Frau Bärbel wurde verlegen, doch faßte sie sich bald und entgegnete:

„Ja, ich weiß wo die Beiden sind und wenn ich bis jetzt nicht geredet, so — glaubte ich kein Recht dazu zu haben.“

„Doch nun müßt Ihr sprechen,“ sagte der Schäfer mit strengem Ton. „Die Lage ist eine ernste, und größter Verantwortlichkeit setzt Ihr Euch aus, wenn Ihr nicht Alles sagt, was Ihr wißt. Jetzt ist vielleicht noch zu helfen!“

„Redet um Gotteswillen, Frau Bärbel!“ rief Ammi bittend, beide Hände der Frau erfassend und ihr mit nassen Augen in das Antlitz schauend.

„Ich will reden, weil ich sehe, daß ich nicht länger schweigen darf, um Euretwillen, mein gutes Fräulein, und auch wegen meines Herrn, auf den ich keinen falschen Verdacht kommen lassen darf. — Er wird mir deshalb schon vergeben, daß ich — gehorcht habe."

„Ah! — Ihr habt gehorcht — wohl damals, als Hubert zum letzten Mal hier gewesen und mit Herrn von Beuren so lange in dessen Cabinet gesprochen?" — So rief Ammi.

„Ich kann und — will es nicht mehr läugnen," entgegnete Frau Bärbel leicht erröthend, doch in energischer Weise. „Das mir verbotene Cabinet wollte ich sehen, fand aber bei Gott nichts, was der Mühe werth gewesen, es so sorgfältig zu verschließen — es müßte denn die alte schäbige rothe Uniform gewesen sein! — Doch Alles sah ich nicht, denn Herr von Beuren kam und mit ihm der junge Herr aus Zeltingen, der vorher so lange mit dem Fräulein im Garten geplaudert. Ich konnte nicht mehr fort ohne mich zu verrathen, mußte bleiben und trotz meiner Todesangst hörte ich glücklicherweise! — Alles, was sie verhandelten. Lange und heimlich sprachen sie zusam-

men; der gnädige Herr erzählte von einem Geheimniß seiner Familie, einem großen — großen Schatz, der im Montroyal vergraben liege und den er heben wolle. Dazu müsse Herr Walbot ihm behülflich sein. Der junge Herr verstand sich auch dazu und Beide verabredeten am folgenden Freitag Abend sich draußen vor dem Park, an der Stelle, wo Herr Walbot eines Nachts über die Mauer gestiegen, zu treffen und von dort nach dem Montroyal zu ziehen und den Schatz auszugraben. Zugleich verbot Herr von Beuren dem Andern von dem Unternehmen zu reden. An jenem Freitag Mittag nun schickte der gnädige Herr das Fräulein mit dem Nickel nach Zeltingen und am Abend ritt er selbst davon. Auch mich jagte er vorher in meine Küche, doch ich brauchte ihn nicht zu belauschen, denn ich wußte ja Alles! — Daß sich Beide der Herr von Beuren und Herr Walbot getroffen, hat Euch der Nickel sagen lassen und sie werden deshalb wohl noch immer auf dem Montroyal sein und gewiß auch mit Schätzen reich beladen heimkehren. — Nun wißt auch Ihr Alles, was ich gehört und sollte der gnädige Herr von Beuren wirklich von einem Unfall, der ihm droht — was

Gott verhüten möge! — zu retten sein, so kann er mir nur noch danken, daß ich gelauscht."

Ammi konnte einen schwachen Freudenschrei nicht unterdrücken, doch Jost schaute wieder ernst und tief erregt drein. Endlich, den Blick immerfort auf das Gesicht der Frau geheftet, dabei Ammi sanft von sich abwehrend, sprach er rasch und bestimmt, als ob er ganz genau wisse, was er jetzt zu thun habe.

„Könnt Ihr mir die alte Uniform, von welcher Ihr so eben gesprochen, zeigen? — Ich muß sie sehen."

Frau Bärbel stutzte.

„Der gnädige Herr hat zwar sein Cabinet verschlossen", erwiderte sie ziemlich verlegen, „doch könnte man schon hinein gelangen. Nur weiß ich nicht, ob — ich darf."

„Voran!" herrschte Jost ihr in einem so drohend befehlenden Ton zu, daß Frau Bärbel keinen Widerstand wagte. Rasch schritt sie auf das Schloß zu, von Jost und Ammi gefolgt.

Auf dem großen, halbdüstern Flur hieß die Wirthschafterin die Beiden warten, dann eilte sie in ihre, an

die Küche stoßenden Zimmer, um den bewußten Schlüssel zu holen.

Während dem faßte Jost Ammi bei der Hand und dem bangenden Mädchen tief in's Auge schauend, sprach er leise und hastig, doch auch mit einem Tone, als ob er keinen Widerspruch erwarte:

„Ammi, laß mich allein dort eintreten, was sich nun begeben wird, paßt nicht für Dich. Doch halte Dich bereit, mir sogleich zu folgen. Nichts nimmst Du aus diesem Hause, auf dem der Fluch Gottes ruht, mit. Ich bringe Dich nach Zeltingen zu der Marei, wo Du von nun an bleiben wirst, dann eile ich auf den Montroyal.“

Auf's Höchste erstaunt schaute Ammi den Sprecher an. Was sie da gehört, hatte sie in einer Weise befremdet, daß ihre eigene Sorge, ihr schweres Leid für Augenblicke ihrem Sinn entschwand. Keine Antwort fand sie auf die sonderbare, ihr unerklärliche Rede. Der Schäfer schien keine andere erwartet zu haben als rasche Erfüllung dessen, was er verlangt. Er achtete deshalb nicht weiter auf Ammi, als Frau Bärbel mit dem Schlüssel daher-

gelaufen kam und die bewußte, ihr so streng verbotene Thür aufzuschließen begann.

Wenige Augenblicke später befand sich Jost in dem Schlafcabinet des zeitweiligen Schloßherrn und vor dem Schrank, dessen Inhalt er so dringend zu sehen begehrt.

Hastig und in steigender Aufregung öffnete er die Schrankthüre.

Da hing die alte rothe Uniform noch immer. Wie ein blutiger Flecken leuchtete sie aus dem Dunkel des sonst leeren Schrankraumes ihm entgegen.

Mit zitternden Fingern ergriff er das Kleidungsstück und schlug es auseinander.

Nun stieß er einen unterdrückten Schrei des Entsetzens aus und seine Finger ließen das morsche Kleidungsstück fahren.

Was er geahnt, zu wissen geglaubt, hier hatte es seine Bestätigung gefunden.

Die Uniform war nicht die eines Offiziers, sondern eines gemeinen Soldaten.

Der Diener hatte seinen Herrn erschlagen, um sich an dessen Stelle zu bringen, und der Mörder — war sein

eigener Bruder! Noch mehr! — um den Verdacht der That von sich abzulenken, hatte der Verruchte es so einzurichten gewußt, daß sie auf einen Unschuldigen, auf ihn, Jost, den Bruder, gefallen! O, es war zu entsetzlich, zu teuflisch! und überwältigt von dem Gefühl des Grauens, das seinen ganzen Körper schüttelte, dem schneidenden Weh, das sein Herz folterte, sank er auf einen Sitz, das Gesicht in beide Hände pressend.

Mit Angst und Staunen sah die Wirthschafterin das ihr unverständliche Gebahren des seltsamen Mannes, durch den einfachen alten Soldatenrock hervorgerufen. Da Grates sich auf seinem Sitz nicht rührte, keinen Laut von sich gab, wollte sie sich schon hinausstehlen, um Ammi zu ihrer Hülfe herbeizurufen, als Jost sich plötzlich erhob.

„Licht!“ rief er, den Blick wie irre in die Ferne gerichtet. „Die Kleider seines Opfers hat er in den Ruinen verborgen, dort, wo er als Knabe so oft gespielt: das ist der Schatz, den er heben will — die Furcht zwingt ihn dazu, damit die stummen Zeugen seiner That ihn einstens nicht verrathen!“ —

Ohne sich weiter um Frau Bärbel und den übrigen Inhalt des Cabinets zu kümmern eilte Jost hinaus auf den Flur.

Dort stand Ammi noch immer und wie regungslos auf derselben Stelle.

„Komm!" sagte er zu dem Mädchen und wollte sie fort, nach dem Ausgang ziehen.

Doch Ammi widerstrebte diesem Beginnen und als Jost befremdend zu ihr aufblickte, sagte sie, ihm sanft abwehrend:

„Ich kann Eurem Willen nicht folgen, Grates. Das Unglück ist über dies Haus und seinen Herrn gekommen und hier ist fortan mein Platz."

„Wie?" rief Jost, seines Staunens nicht mehr Meister. „Hier willst Du bleiben — hier bei ihm, bei dem —"

„Bei dem Manne, der sich des armen hülflosen Kindes angenommen, das die übrige Menschheit aufgegeben und wohl verdammte. Ihr selbst, Grates, habt mir gesagt, daß meine Stelle an der Seite des Einsamen sei. Dringt deshalb nicht weiter in mich. Hier muß ich blei-

ben, bis er wiederkehrt — und dann mag Gott das Weitere fügen."

„O du mein Heiland!" rief Jost verzweifelnd und mit beiden Händen seine Stirn fassend. „Zu hart ist diese Prüfung, diese neue Heimsuchung! o, gieb mir Muth und Kraft, daß ich sie ertrage!" Dann wandte er sich wieder an Ammi, welche nassen Auges, tief erschüttert auf den räthselhaften Mann schaute, zu dem es sie so eigenthümlich hinzog.

„Ammi!" rief er mit bittendem Ton. „Du weißt nicht, was Du sagst und thust! Du darfst nicht länger hier bleiben und bei ihm. Ich bitte Dich, folge mir; jeder Augenblick ist kostbar — denn ich weiß jetzt, wo die beiden Vermißten zu finden sind — und welche Gefahren ihnen drohen!"

„O, vergeßt mich, Grates, und denkt an ihn!" schrie Ammi auf, durch des Schäfers Worte plötzlich wieder an ihr eigenes Weh, ihre Sorgen um den Geliebten erinnert.

„Ich kann Dich nicht hier lassen, Kind," entgegnete Grates dringender und den Ton seiner Stimme dämpfend.

„Du mußt diesen Ort und den Mann, der hier wohnt, verlassen! — Du mußt es!"

„So nennt mir den Grund, damit ich mein Thun vor mir selbst rechtfertigen kann!" sprach Ammi in gleicher Weise.

„Noch kann und darf ich ihn Dir nicht sagen, mein Wort muß Dir genügen. Komm, es muß sein — ich will es!" So rief Jost fast verzweifelnd.

„Und Euer Recht, mir dies zu befehlen?" entgegnete das Mädchen, wohl entschlossen eine Erklärung herbeizuführen. „O sprecht nur ein Wort, das die Zweifel bannt, welche mich quälen! Mit geheimnißvollen Banden zieht es mich zu Euch, den ich von Kindheit an als Berather, Schützer und Freund um mich gesehen — während hier der Mann weilt, dem ich mein Dasein zum zweiten Mal verdanke, den, trotz seiner Eigenheiten, Ihr selbst mich zu lieben und zu ehren gelehrt. Sagt mir, weshalb Ihr jetzt anders denkt, gebt mir durch Eure Rede das Recht zu denken wie Ihr und ich folge Euch. — So kann ich es nimmer. Das Haus, in dem ich ein Leben lang Gutes genossen, jetzt verlassen — jetzt, wo das Unglück eingezogen — Das wäre schwarzer Undank, Sünde! —

das vermag ich nicht. — Redet, oder laßt ab von mir und denkt dafür an Diejenigen, deren Leben nach Eurer eigenen Aussage schwer bedroht ist."

Dabei war sie an Jost's Kniee niedergesunken und seine Hände erfassend blickte sie weinend zu ihm auf, durch rührende Blicke ihn bittend, sie aus diesem Zwiespalt ihrer selbst, der sie so furchtbar folterte, zu erlösen.

Wie gerne hätte Jost die Weinende an sein Herz gezogen, ihr zugerufen: „Du mußt mir, meinen Worten folgen, weil ich Dein Vater bin und Dein Bestes verlange; weil er, bei dem Du so lange geweilt, ein verruchter Verbrecher, die Ursache unser Aller Unglück ist! — Doch er wagte nicht dies auszusprechen — er durfte es noch nicht. Rein vor der Welt mußte er dastehen, entlastet jener furchtbaren Anklage, die sein Kind zur Tochter eines Mörders stempelte. Mit jenem Verdachte belastet, von ihm befleckt, wollte und durfte er ihr den Vaternamen nicht geben. Auch war für den Verbrecher Alles verloren, hatte er ihn einmal als solchen genannt. Und trotz allem Weh, das der unnatürliche Bruder ihm angethan, fühlte er doch noch Mitleid für ihn in seinem Herzen. Daß Jener gelitten,

bereut, glaubte er zu wissen — die Aufnahme des Kindes schien ihm laut dafür zu zeugen.

Diese Gedanken, welche wie Blitze in ihm aufleuchteten, doch auch wie Schwertstreiche sein blutendes Herz trafen, verwirrten, folterten ihn in einer Weise, daß er es nicht länger ertragen konnte. Er drohte zu erliegen und doch hatte er all' seine Kräfte nöthig, denn es galt ja den Mann zu retten, dessen Untergang wohl auch das Lebensglück seines Kindes vernichten würde.

Da flüsterte Ammi zu seinen Füßen.

„Denkt an Hubert — rettet ihn! Sein Tod wird der meinige sein, denn — ich liebe ihn!“

Das eigene tiefe Weh seines Vaterherzens vergessend, hob er Ammi zu sich empor, und sie in seine Arme pressend, einen heißen Kuß auf ihre Stirn drückend, hauchte er ihr zu:

„Ich bringe ihn Dir zurück, dann — dann soll Alles Dir klar werden.“

Und ohne sie noch einmal anzusehen, eilte Jost hinweg, aus dem Schlosse, um auf dem nächsten Wege die Mosel und die Ruinen Montroyals zu erreichen.

Leuchtendes Auges schaute Ammi ihm nach und mit gefalteten Händen sprach sie:

„Dem Herrn der Welt will ich Alles gläubig und hoffend anheimgeben! Ist es sein heiliger Wille, so wird er mir den Geliebten und auch — den Vater wiedergeben!“

Siebentes Capitel.

Der Brief des Capitains.

Zu den beiden Verschütteten müssen wir zurückkehren.

Hubert war der erste, der sich von seiner Betäubung erholte. Tiefe Nacht war es um ihn her und es dauerte eine Weile, bis er nur in so weit wieder zu sich gekommen, um zu begreifen, wo er sich befinde und was da vorgegangen.

Dunkel erkannte, ahnte er seine Lage und ein schneidendes Weh preßte ihm das Herz zusammen. Schon glaubte er sich verloren, unrettbar verloren. Doch nur wenige Augenblicke dauerte dies Gefühl; mit seiner wiederkehrenden Besinnung und Kraft belebte ihn Hoffnung und Muth auf's Neue und nun wollte, durfte er noch nicht Alles verloren geben.

Vorerst mußte er wissen, wie es um seinen Begleiter stand, dessen Thun ihm stets räthselhafter, ja unheimlicher vorgekommen, dann, in wie weit der Eingang und das Gewölbe verschüttet und eingestürzt war, und dazu bedurfte es vor allen Dingen Licht.

Um sich tastend überzeugte er sich bald, daß sein Gefährte noch immer regungslos in seiner Nähe lag, doch ein leises, unregelmäßiges Athmen zeigte ihm zugleich, daß noch Leben in der Gestalt sei. Vor dem Niedersteigen in den Keller hatte er flüchtig bemerkt, wie Herr von Beuren Licht gemacht und dann das Feuerzeug wieder in die Tasche seines Habits gesteckt. Stahl und Stein mußte er haben, und so begann er denn tastend die Tasche zu suchen.

Bald überzeugte er sich, daß der Bewußtlose das rothe Kleidungsstück noch immer fest in seinen beiden Händen hielt. Die Finger waren wie erstarrt hineingekrallt und unmöglich wäre es wohl gewesen, sie aus dem Tuche zu lösen. Es war in der That ein Tuchrock — eine Uniform; seine Finger erkannten beim Betasten

nur zu bald den Stoff und die metallenen Tressen, welche sich in regelmäßigen Abständen darauf befanden.

Kein Zweifel mehr, es war der Rock des Gemordeten. Doch welches Interesse konnte Herr von Beuren haben, ihn zu erlangen? — Wie konnte gerade Er es wissen, daß die Kleider hier lagen? — Und er hatte es gewußt! — Hatte er doch selbst in seinen irren Reden das rothe Kleidungsstück als den Schatz bezeichnet, den er zu heben gekommen.

Dies Alles war sonderbar, Verdacht, Furcht erweckend und verwirrte Hubert mehr und mehr, welche Gewalt er sich auch anthat, dies Gefühl zu verscheuchen.

Die rothe Uniform bedeckte theilweise den Körper des Mannes zu seinen Füßen, der noch immer nicht sich regte.

Hubert mußte sie entfernen, wollte er Stahl und Stein in irgend einer Tasche des von Beuren finden.

Wieder faßte er das unheimliche Kleidungsstück an, welches sein ganzes Denken beschäftigte; wieder betastete er die Knöpfe, Tressen und Litzen des Rockes und auf's

Neue überzeugte er sich, daß alle Verzierungen von Metall, wohl von Silber oder Goldgespinst waren.

Der Mann, welcher hier auf dem Montroyal vor zwanzig Jahren erschlagen worden, war der Diener des Capitains von Beuren, ein einfacher Dragoner gewesen, doch dies war nicht der Rock eines gewöhnlichen Soldaten, sondern der eines Offiziers. Er gehörte also entweder nicht dem Gemordeten, oder — „Ha!“ fuhr plötzlich der Sinnende auf, von einem Gedanken erfaßt, der wie ein Blitzstrahl durch sein Hirn gefahren — „oder er hat seinen Herrn ermordet und sich an dessen Stelle gesetzt!“

So murmelte er entsetzt, während seine Hände von der Uniform zurückgefahren, als ob er gefürchtet, sie mit dem Blute zu beflecken, das daran kleben mußte.

Hubert mußte sich auf die Erde niedersetzen, und den Kopf mit beiden Händen fassend, begann er nachzusinnen.

Doch bald erschien ihm der Gedanke, der ihm da plötzlich durch den Sinn gefahren, so ungeheuerlich, so unnatürlich, daß er sich zu einem Lächeln zwang, wohl um sich selbst vor den Sünden seiner ausschweifenden Phantasie

zu rechtfertigen. Die Aufregung der letzten Stunden, der unheimlich-gefährliche, schwarz-dunkle Aufenthalt hatten wohl solche krankhafte Gebilde erzeugt. Es konnte nicht anders möglich sein! — Und dennoch — dennoch! —

Wieder sah er den Mann vor sich, der seit jener furchtbaren That sich in sein Haus eingeschlossen, mit keiner Menschenseele außerhalb in Berührung gekommen, wohl weil er befürchtete, erkannt — oder besser, nicht erkannt zu werden; der jetzt nach Jahren wohl die letzten Spuren seiner That zu erreichen gesucht, nur um sie gänzlich zu vernichten. Wieder erinnerte er sich des Gespräches mit ihm über jenen Vorfall, und in welcher Weise Jener sich über die Kleider des Ermordeten ausgelassen, die er vorhin in seiner wilden Erregtheit als den Schatz bezeichnet, den er mit Gefahr seines Lebens zu heben unternommen.

Doch Jener hatte das Kind des Mannes, der die That begangen haben sollte, zu sich genommen, auferzogen und als Erbin eingesetzt! Es war ein gutes Werk, nicht um der Welt, die nichts davon wußte, sondern um seiner selbst willen, unternommen. Welch ein Motiv konnte den Mörder — wenn Jener dies war — dazu veranlaßt

haben? Mußte der Anblick des Mädchens ihn nicht immer und immer an den unschuldig Angeklagten, und dadurch wieder an das eigene Verbrechen mahnen? — Und in seiner Einsamkeit, allein mit sich selbst, mußten solche Gedanken ihm ja wahre Höllenqualen bereiten. — Nein! nein! seine Anklage war unhaltbar! — und dennoch — dennoch! — daß Jener sich der Vermißten angenommen, konnte er als eine Sühne seiner doppelten Missethat betrachten.

Huberts Aufregung stieg. Sein Denken, anstatt ruhiger und klarer zu werden, nahm eine fieberhafte Erregtheit an. Erlangte Ueberzeugung hier, Zweifel auf der andern Seite, drohten ihn zu verwirren und doch hatte er in seiner Lage, deren Gefährlichkeit er ahnte — zu wissen glaubte, seine ganze Geistesgegenwart und Klarheit nothwendig. Dies empfand er immer mehr, und dennoch vermochte er nicht sich loszureißen und mit frischer Thatkraft zu erheben. Es war, als ob das Geheimniß, welches ihn gleichsam umwehte, ihn nicht aus seinen bestrickenden Banden loslassen wollte, der greifbare Gegenstand, den die That hinterlassen, zog ihn fast magisch an und nur Selbst-

täuschung war es, als er auf's Neue die Uniform erfaßte, um sie wegzuziehen und in den Taschen des von Beuren das Feuerzeug zu suchen.

Seine Finger konnten das Kleidungsstück nicht lassen, und hastig, als ob er fürchtete, in seinem geheimnißvollen Thun überrascht, unterbrochen zu werden, setzte er seine Untersuchung fort.

Jetzt entdeckte er eine weite, sich von innen glatt anfühlende Brusttasche, sie war mit Leder gefüttert. Ein zusammengefaltenes Papier stak darin. Rasch holte Hubert es hervor und nach wenigem Tasten überzeugte er sich, daß es ein Brief sei. Ein Siegel war vorhanden und unverletzt.

Seine Finger zitterten — er wußte nicht warum. Es war wohl der Schlüssel des Geheimnisses, den Hubert in Händen hielt, und im Grunde hätte dies ihn in eine freudige Stimmung versetzen sollen. Doch es wurde ihm weh und bange um das Herz und eine unerklärliche Traurigkeit überkam ihn, die seine Seelenkräfte auf's Neue zu lähmen drohte.

Noch immer hielten seine Finger das Papier gefaßt, da vernahm er plötzlich neben sich einen tiefen schweren Seufzer. Der Mann zu seinen Füßen war wohl aus seiner Starrheit erwacht. Jetzt wurden einige Laute, die jedoch noch keine Worte bildeten, hörbar, sie weckten Hubert jedoch aus seinem Brüten auf.

Rasch steckte er den verhängnißvollen Brief in seine eigene Brusttasche und neigte sich zu seinem Gefährten nieder, der jetzt eine Bewegung machte und dann mit matter Stimme stöhnte:

„Was ist mit mir geschehen? — Wo bin ich?" —

„Wacht auf, Herr von Beuren!" rief Hubert laut und mit ganzem Ernst ihm zu. „Gebt mir Euer Feuerzeug, damit ich Licht machen kann, und Ihr werdet schon sehen, was mit uns vorgegangen ist."

„Ich kann nicht!" keuchte der Andere, dessen Bewußtsein rasch wiederzukehren schien. „Doch greift in meine Tasche — hier — und nehmt."

Dabei hatte er sich für Hubert fühlbar etwas zur Seite gebogen, und dem jungen Manne fiel es nicht schwer, die Tasche und das Feuerzeug zu finden.

Bald sprühten helle Funken in dem schwarzdunklen Kellerraum auf, nun zeigte sich ein mattbläuliches Flämmchen, das einem dämonischen Irrlicht gleich, suchend in dem Raum hin und her fuhr, dann ein helleres Licht.

Die Wachskerze in der Laterne, welche Hubert endlich gefunden, brannte. Doch nur wenige Schritte in der Runde erhellte ihr Licht das Gewölbe, seine Grenzen wie die weitere Umgebung der beiden Verschütteten blieben in tiefe Nacht gehüllt.

Hubert ließ das Licht über seinen Gefährten gleiten.

Herr von Beuren hatte sich währenddem halb erhoben, die rothe Uniform zu einem Knäul geballt und ganz an sich gezogen. Das Kleidungsstück mit beiden Armen umfaßt haltend, saß er zusammengekauert da, und wie abwesend, mit verzerrtem, erdfahlem Antlitz starrte er den jungen Mann an.

„Die Decke ist eingebrochen," keuchte er. „Doch muß es noch tiefe Nacht sein, denn ich sehe den Himmel nicht."

„Allerdings ist das Gewölbe eingebrochen," entgegnete Hubert in früherer ernster Weise. „Doch die haushoch

darauf gehäuften Trümmer sind nachgestürzt und der Eingang ist verschüttet."

Der Andere sprach nichts. Unbeweglich blieb sein blöder Blick auf Hubert geheftet, als ob er kaum begriffen, was Jener gesprochen. Der junge Mann fuhr fort, noch eindringlicher denn früher:

„Der Eingang ist verschüttet und nicht mehr zu passiren; giebt es hier keinen andern Auslaß, so werden wir wohl den blauen Himmel niemals wiedersehen."

Sein Gefährte mußte endlich die Gewißheit ihrer entsetzlichen Lage erlangt haben, denn seine Zähne begannen hörbar aufeinander zu schlagen.

„Ihr kennt das Gewölbe — hat es noch einen andern Ausgang?" sprach Hubert weiter.

Keine Antwort erfolgte, und fragend schaute der junge Mann dem Zitternden in das Angesicht, immerfort die Laterne hoch haltend, daß der volle Schein auf dessen Gestalt fiel.

Noch eine Pause, dann sagte der Andere, indem er den Kopf deutend zur Seite wandte:

„Dort — befand sich in meiner Jugend ein Einlaß. — Doch war er gefährlich zu erreichen, weil man an den steilen Felsen hinabklimmen mußte, um zu ihm zu gelangen. — Er ist aber schon längst verschüttet."

„So laßt uns vor allen Dingen die Stelle untersuchen," rief Hubert dringend, von einer neuen Lebenshoffnung erfüllt. „Kommt! richtet Euch auf und zeigt mir den Ort, wenn Ihr ihn wiedererkennen könnt."

Er wollte fort und durch sein Wort, seine Geberde, seinen Unglücksgefährten mit sich hinwegziehen, womöglich zu neuen Thatkraft anspornen. Doch dieser bewegte sich nicht von der Stelle.

„Einen Augenblick!" murmelte er, „und sagt mir, wie das Unglück gekommen."

Während Hubert nun zu sprechen anfing, begannen des Andern Hände an der Uniform zu nesteln und zu arbeiten. Er schlug sie sichtlich verstohlen, immer stellenweise auseinander und schien etwas zu suchen.

„Wie soll es gekommen sein?!" rief Hubert. „Euer unsinniges Thun hat die Katastrophe und wohl unsern Untergang herbeigeführt. Die rothe Uniform, welche Ihr

so eifrig betastet und zu untersuchen scheint, ist die directe Ursache. Mit Gewalt mußtet Ihr sie unter den Steinen hervorholen und sahet dabei nicht, daß das Geröll, welches die morsche Decke an jener Stelle stützte, aus seiner Lage kam. Da geschah, was nicht ausbleiben konnte, und Euer Leben hing an einem Haar. Hätte ich Euch nicht im letzten entscheidenden Augenblick von dem gefährdeten Platz weggeschleudert, so läget Ihr jetzt sammt dem morschen Rock unter den Steinen begraben. — Daß wir Beide überhaupt noch am Leben sind, dünkt mich ein Wunder! Der Staub hat uns aber nur auf Augenblicke betäubt und das giebt mir Hoffnung. Luft muß an irgend einer Stelle durch die Steine in den Keller dringen — es ist nicht anders möglich, sonst wären wir längst schon erstickt! — und dort allein können wir ein Durchbrechen versuchen. — Doch nun erhebt Euch!" rief er jetzt mit Energie. „Laßt Euer unnützes Thun und zeigt mir den Ort, wo Ihr früher eingedrungen — wenn Ihr dies noch vermögt — oder helft mir das Gewölbe untersuchen, damit es nicht — unser Grab werde."

Wie Hubert der Uniform erwähnte, schrak der Andere zusammen und ließ von seinem Betasten des Kleidungsstückes ab. Dafür aber ballte er dasselbe, wie unabsichtlich in früherer Weise zusammen und die Arme darüber gelehnt, hörte er mit merklicher Spannung den weiteren Worten seines Gefährten zu. Als dieser endlich seine Rede geschlossen, erhob sich Herr von Beuren, doch ohne die Uniform fahren zu lassen. Er schaute sich um und näherte sich dann mit schwanken Schritten einem Steinhaufen, der in der Nähe der Kellermauer, dem eingestürzten Theile derselben gegenüber lag. Dort schien er Etwas zu betrachten, zu suchen und barg dabei rasch den zusammengeballten Rock zwischen den Steinen. Ein helles Tuch legte er noch darauf nieder, wohl um die Stelle wiederzuerkennen.

Verwundert schaute Hubert dem Beginnen des Mannes zu, doch ließ er sich mit keinem Worte darüber aus. Anderes, Wichtigeres lag ihm für den Augenblick im Sinne.

Jetzt wandte Herr von Beuren den Kopf nach ihm hin und mit matter Stimme sagte er:

„Steckt eine frische Kerze an, wenn es Noth thut, dann leuchtet voran.“

Dabei hatte er die Wachslichter, welche er daheim eingesteckt, auf einen Stein vor Hubert niedergelegt, und bald schritten Beide in der früher angedeuteten Richtung voran und in das nächtliche Dunkel des großen Gewölbes hinein. Hoch hielt dabei Hubert die Leuchte, um die Oertlichkeit so viel als möglich erkennen zu können. Er fand vollständig bestätigt, was er schon früher, beim Niedersteigen, vor der Katastrophe gefunden. Die eine Langseite des Gewölbes, die nach dem Flusse zu, war unverletzt; sie bestand aus rohem Mauerwerk und behauenen Felswänden. Gegenüber aber war meistens Alles Schutt und Trümmer. Die geborstenen Wölbungen bildeten Eins mit den niedergestürzten mächtigen Steinmassen, die so zu deren natürlichen Pfeilern und Trägern geworden. Nur an einzelnen wenigen Stellen war noch das frühere Mauerwerk zu erblicken. Ein wahres Wunder dünkte es Hubert, daß die Trümmer, welche sich oben auf der morschen Wölbung hoch aufthürmten, ihre geborstenen Unterlagen nicht schon

längst eingedrückt, und so den ganzen Raum verschüttet hatten.

Zu seinem Schrecken sah der junge Mann bei dieser Beobachtung nur zu bald ein, daß es lebensgefährlich, ja unmöglich sei, auf dieser Seite einen Durchbruch zu erstreben. Nur der Beginn eines Versuches hätte die Wölbungen vollständig zum Brechen gebracht, und den Arbeitenden unten den Steinen begraben müssen.

Auf der andern, der Flußseite, war ein Durchbrechen aus anderer Ursache ebenso unmöglich. Hier wurde die Kellermauer fast durchgängig aus Felsmassen gebildet, da wo sich rauh gefügtes Mauerwerk zeigte, diente dies wohl hauptsächlich nur dazu, Höhlungen der Felsen auszufüllen und so die ganze gewaltige natürliche Steinmasse dem Baue dienstbar zu machen.

Blieben nur noch die beiden Langseiten.

Ueber Gerölle, bald über größere, bis in die Mitte des Raumes vorgekollerte Steinblöcke mußten sie klettern, bevor sie endlich ihr Ziel erreichten. Doch hier sah es wahrhaft trostlos aus. Hier war das Gewölbe in seiner

ganzen Breite ein- und die daraufruhende Trümmermasse nachgestürzt und wohl weit ragten die Schutt- und Steinhaufen in den Keller hinein.

Und doch mußte die Außenwelt nicht gar zu fern von ihnen sein, denn durch die Steine drang ein frischer, deutlich zu spürender Luftzug. Allerdings lagen an dieser Stelle gewaltige Quader übereinandergethürmt, tiefe zackige Spalten und einzelne Höhlungen bildend. Doch ein Mensch allein vermochte die Steine durch eigene Kraft wohl nimmer von der Stelle zu bringen.

So hoffnungserregend im ersten Augenblick diese Entdeckung gewesen, so rasch wurde sie durch letztere, sich leider nur zu bald aufdrängende Gewißheit wieder vernichtet.

„Hier muß es sein!“ sagte Herr von Beuren, nachdem er lange suchend umhergeschaut, und dann vor einem weniger in den Vordergrund gekollerten Steinhaufen stehen geblieben. Hier war es, wo wir als Knaben in das Gewölbe drangen. Doch nur die Kühnsten thaten dies, denn das Herabklettern an den Felsen war lebensgefährlich. Ein Fehltritt, und man wäre in die Mosel gestürzt. Es

waren nur Wenige, die sich hier hineinwagten — ich und —"

Plötzlich hielt er inne. Die Erinnerung an seine Jugendjahre legte dem Manne unbewußt Worte in den Mund, die ihn gewiß verratheu hätten. Er besann sich noch zu rechter Zeit und fuhr dann rasch fort: „Doch das hatte bald ein Ende, das Gewölbe fiel ein und — wer weiß, wie viel seit jener Zeit noch nachgestürzt ist! Hier dürfte es wohl nicht möglich sein durchzubrechen."

„Und wo glaubt Ihr sonst?" fragte Hubert.

„Dort, auf der Flußseite. Nur müßte man die richtige Stelle wissen."

„Erklärt Euch deutlicher," rief Hubert gespannt.

„Auf jener Seite und zwischen den Felsen versteckt, an der steilsten Stelle der sich zur Mosel absenkenden Felsen, befindet sich ein Pförtchen mit einem gemauerten Vorsprung — wozu es gedient haben mag, wußte man ebenso wenig, als weshalb es zugemauert worden war. Doch es bestand! Von außen, unten auf der Mosel und

am jenseitigen Ufer konnte man es deutlich erkennen. Eine scheinbar schmale, ziemlich tiefe und oben abgerundete Oeffnung in dem Mauerwerk ist sichtbar — o, ich erinnere mich jetzt ganz deutlich! — Die zugemauerte Stelle kann nicht dick und muß daher leicht zu durchbrechen sein — es handelt sich nur darum, sie zu finden."

„Kommt und laßt uns unsere Suche beginnen," rief Hubert mit freudigem Eifer, denn er glaubte die Rettung nunmehr schon gewiß. „Haltet die Laterne, ich will die Haue holen — dort liegt sie!"

Und fort sprang der junge Mann über Steine und Gerölle, zurück zu der Stelle, wo sie anfänglich gesessen. Tastend suchte und fand er dort das Werkzeug und kehrte dann zu seinem Gefährten zurück.

Zuerst galt es die Mauer durch Schläge zu untersuchen, ob nicht ein verschiedener Klang die dünnere Steinschichte verrathe. Rüstig ging Hubert an's Werk. Der Andere hielt die Laterne in der Rechten und Hubert schlug mit der Haue kräftig wider die Mauer, die Steine versuchend loszulösen.

Es war eine ebenso harte wie erfolglose Arbeit. Die gewaltigen Steine schienen hier, wie zu ewiger Dauer gefügt. Nur einzelne Mörtelstücke und kleinere Ausfüllsteine brachte das eiserne Werkzeug zum Fallen, doch keinen der rohen Quadern. Nichts zeigte sich, kein Ton ließ erkennen, daß das Mauerwerk an einer Stelle dünner sei als an der andern; gleichmäßig hart und trocken hallten die Schläge in dem Gewölbe wider.

Weiter ging es, überall wurden Versuche gemacht und immer dasselbe trostlose Resultat.

Schon waren sie wieder bei der Stelle angelangt, wo früher Herr von Beuren die rothe Uniform zwischen die Steine gesteckt, immer zitternder fiel der Schein der Laterne auf die Mauer — und immer mehr fühlte der rastlos arbeitende Hubert seine Hoffnung schwinden — seine Kräfte erlahmen.

Schweißtriefend hielt er endlich inne und ließ sich, nach Athem und Ruhe ringend, auf einen Stein nieder.

„Einen Augenblick nur will ich ruhen,“ sagte er, „dann arbeite ich weiter.“

Auch der Andere ließ die zitternden Hände mit der Laterne sinken und setzte sich. Den Kopf vorgebeugt schaute er seinen Gefährten an, kein Wort zu sprechen wagend, weil er wohl fürchtete, sein — ihr Beider Urtheil zu hören. Endlich stöhnte er mit dumpfem Ton:

„Wie viel Stunden mögen wir wohl hier sein? — Ist es draußen Tag oder noch Nacht?"

„Ich bin jünger als Ihr," antwortete Hubert, „und mein Magen sagt mir, daß wir schon weit in dem neuen Tage vorgerückt sein müssen. Zum Glück habe ich einen Bissen Brod eingesteckt, der soll mir neue Kräfte geben."

Dabei griff er in eine Tasche seines Rockes und langte das Stück Brod hervor, welches er bei seinem Weggang vom Zeltinger Amtshause eingesteckt, damals nicht ahnend, welch' einen Dienst es ihm noch zu leisten bestimmt war.

Mit größtem Appetit begann Hubert zu essen.

Der Andere schaute ihm schweigend zu.

Plötzlich hielt der junge Mann inne.

Wenn ein Ausweg aus diesem verschütteten Raume nicht bald möglich wurde, dann war ja dies Stück Brod ihre einzige Nahrung, das einzige Mittel, ihr Leben zu fristen, bis eine Rettung sich zeigen, oder — der Tod sie erlösen würde.

Hubert schauderte und hörte auf zu essen. Schon wollte er das Brod wieder einstecken, da vernahm er die Stimme seines Gefährten, die da leise sagte:

„Gebt mir ein Stück — auch mich hungert."

Hastig brach Hubert das Brod in zwei Theile und dem Andern die größere Hälfte reichend, sprach er:

„Nehmt, und theilt es ein! Ich habe nichts mehr, und wer weiß, wie lange wir damit ausreichen müssen."

Herr von Beuren nahm das Brod, und hastig begann er zu essen.

Hubert wandte sich ab, und da er sich erholt und gestärkt fühlte, begann er seine Arbeit auf's Neue. Die ganze Langseite des Kellers ging er durch, überall hieb er seine Haue ein, und wo die Spitze nur faßte, da versuchte er die Steine wegzubrechen. An einigen Stellen hatte sich

das Mauerwerk leichter zu lockern gezeigt als an andern. Die geeignetste derselben wollte er, nachdem er die ganze Mauer abgegangen, sich merken und dann dort mit aller Macht zu arbeiten beginnen. Rastlos setzte er seine Thätigkeit, seine Suche fort.

Sein Gefährte war auf dem Steine, wie in sich zusammengebrochen, sitzen geblieben. Da Hubert die Laterne mitgenommen, befand Jener sich bald in völliger Dunkelheit. Darauf mußte er gewartet haben, denn plötzlich hob sich seine Gestalt und hastige Blicke nach dem jungen Mann werfend, der in ziemlicher Ferne von ihm hantirte, erfaßte er mit raschem Griff die zusammengeballte Uniform, breitete sie aus und begann nun sie von allen Seiten zu betasten und zu untersuchen. Ein eingenthümliches Leben war in die vorhin noch so matt scheinende Gestalt gekommen. Seine zuckenden Finger durchwühlten die verschiedenen Taschen des Kleidungsstückes, drückten und bogen die gefütterten Theile ohne Ausnahme. Doch Alles Thun schien vergebens zu sein, was er suchte fand er nicht, weil es eben nicht mehr zu finden war.

Da endlich ließ der finstere Mann ab von seinem Bemühen. Schlaff sanken die Arme an seinen Seiten hinab und die Uniform fiel zu Boden. Den Kopf auf die Brust niedergebeugt murmelte er vor sich hin, während sein ganzer Körper sich wie im Fieber schüttelte:

„Der Brief ist nicht mehr da — er hat ihn nur in die Ledertasche stecken können. — Sollte er dennoch am Abend, nachdem ich ihn verlassen, Gelegenheit gefunden haben, ihn abzuschicken? — Unmöglich! — Wäre dies der Fall gewesen, so würde sein Weib sich gemeldet haben. Nichts ist erfolgt. — In einem andern Theil seiner Kleidung kann er ihn nicht untergebracht haben, es ging nicht an; auch war die Ledertasche auf der Brust nur zum Aufbewahren von Papieren bestimmt. — Da er den Brief nicht weggesandt, da ich ihn in der Brusttasche und nirgends in dem Habit gefunden, so muß — so muß ein Anderer mir zuvorgekommen sein und ich bin verloren — auf alle Fälle verloren!“

Sein Mund verstummte und keiner Bewegung fähig blieb der Mann auf dem Steine sitzen, zusammengekauert, als ob er, unfähig sich zu vertheidigen, das Urtheil des

Richters erwartete, dem er sich unrettbar verfallen glaubte.

In der Ferne hämmerte Hubert wider die harten Mauern. Stein um Stein brach er an einer gefügigen Stelle aus der riesigen Wand. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte ihn, denn er hoffte! — hoffte zu leben, die schöne Gotteswelt, Ammi wiederzusehen.

Achtes Capitel.

Ein Drama in einem Sarge.

Stunde um Stunde war vergangen; immerfort hatte Hubert gearbeitet und unbeweglich kauerte sein Gefährte noch immer auf derselben Stelle, entfernt von dem matten Schein des Laternenlichts in nächtlichem Dunkel. Das Mühen des jungen Mannes hatte keinen Erfolg gehabt. Wohl zeigte sich an der Stelle der Mauer, wo er so rastlos, mit allem Aufgebot seiner Kräfte sich abgemüht, eine ziemlich große und tiefe Höhlung, doch nicht hinaus in's Freie war er gelangt, sondern — zu seinem Schrecken bemerkte er es — auf eine Felswand gestoßen. Er hatte die richtige Stelle nicht getroffen und muthlos ließ er die Haue sinken.

Nun erst fühlte er auch, wie matt und müde er geworden und daß er der Ruhe bedürfe, der Labe, wollte er neue Kräfte erlangen, um an anderer Stelle einen neuen Versuch zu machen. Sein Werkzeug und die Laterne nahm er auf und kehrte nach der Mitte des Kellers zurück, wo er seinen Unglücksgefährten wußte.

Er fand ihn regungslos auf dem Steine sitzen und vor ihm am Boden lag die rothe Uniform, die er früher so eifrig geborgen und nun von sich geworfen zu haben schien. —

Hubert ließ sich in der Nähe nieder. Neben der Müdigkeit in seinen Gliedern quälte ihn Hunger und Durst. Er griff in die Tasche, langte sein Stückchen Brod hervor und begann einen Theil desselben zu verzehren. Wohl vermochte er seinen peinigenden Hunger zu stillen, doch nimmer den Durst, denn keinen Trunk Wasser hatte, noch wußte er zu erlangen. Wohl fanden sich die Felswände, besonders am untern Ende des Gewölbes, mit Feuchtigkeit bedeckt, doch zum Rieseln kam diese nicht, kaum in Form von Tropfen zeigte sie sich auf den glatten Steinflächen, in den einzelnen Vertiefungen. Doch das mußte genügen.

Seinen Durst nur in etwas zu befriedigen, schlich er nach der feuchten Stelle, welche er früher bemerkt, legte dort seine brennenden Lippen wider die Felsen und sog gierig die spärliche Nässe ein, womit jene bedeckt waren. So wenig es auch war, es erfrischte, stärkte ihn und in etwas gekräftigt und auch ermuthigt, kehrte er zu seinem früheren Sitz zurück.

Noch immer regte Herr von Beuren sich nicht. Er schien zu schlafen.

Doch dem war nicht so, denn kaum hatte Hubert die Hand nach der Uniform ausgestreckt, welche vor ihm auf dem Felsboden lag und den jungen Mann jetzt, im Augenblick der Ruhe, wieder lebhaft interessirte, als der Andere plötzlich auffuhr und das rothe Kleidungsstück an sich zu bringen suchte.

Hubert ließ ihn gewähren. Er hatte bei dem Licht der Laterne bereits genug gesehen, nicht allein, um seine früheren Beobachtungen bestätigt zu finden, sondern auch die Gewißheit zu erlangen, daß das Kleid wirklich dem Ermordeten gehört habe.

Lange und ernst schaute er den Mann vor sich an, dann sprach er:

„Das dürfte wohl die Uniform des Ermordeten sein.“ —

Sein Gefährte zuckte zusammen. Eine Weile blieb er stumm, dann antwortete er fast tonlos:

„Es könnte möglich sein.“

„Hieß es nicht, daß das Opfer der Diener des Herrn Capitains von Beuren, ein Dragoner von dessen Regiment gewesen?“

„Allerdings!“ entgegnete der Andere, diesmal rasch und verwundert, mit ängstlicher Spannung zu dem Sprecher aufschauend.

„Doch die Uniform, welche Ihr da haltet, ist nicht die eines gewöhnlichen Dragoners, sondern das Kleid eines Offiziers, wohl gar — eines Capitains.“

Nur ein heiserer Schrei der Verwunderung wurde als Antwort laut.

Hubert fuhr fort:

„Die ehemals goldblinkenden Drahttressen, die Schnüre von gleichem Stoff, womit die ganze Uniform verziert ist, bezeichnen sie auf das deutlichste als die eines Offiziers.“

„Dann — kann sie nicht dem Ermordeten gehört haben.“

„Ihr irrt! Seht Euch doch nur die Beschädigung, oder vielmehr das Loch auf dem Rücken an; es ist fast rund und die Ränder des rothen Tuches sind geschwärzt, wie verbrannt und verkohlt. Das kann nur die Wirkung eines Schusses gewesen sein. Der Mörder ließ sein Opfer an sich vorbeitraben und schoß es dann eben so feige als meuchlings rückwärts vom Pferde. Ist es nicht so — Herr von Beuren?“

Keine Antwort erfolgte anfänglich auf diese Rede, deren letzte Worte der Sprecher eigenthümlich betont hatte. Es war, als ob ein gewaltiges Grauen, oder ein Fieberfrost den zusammengekauerten Menschen mächtig schüttele, denn ein scharfes, zitterndes und keuchendes Athemholen war für einen Augenblick hörbar geworden. Dann aber mußte Jenen eine Kraft der Verzweiflung überkommen. Wild bäumte er sich und aufstehend sprach er mit rauhem Tone, dabei seinen jüngeren Gefährten mit einem Blick zornigen Hasses anschauend.

„Zum Teufel mit der alten Geschichte! ich will nichts mehr davon hören! — An unsere Rettung laßt uns denken."

„Ein höherer Richter wird die Blutthat richten — und bald genug werden wir Beide vor ihm stehen."

So sprach Hubert tief ergriffen.

Der Andere schien der Worte nicht zu achten, in früherer barscher Weise fuhr er fort:

„Habt Ihr den Ausgang gefunden?"

„Nein."

„Unverdrossener hättet Ihr arbeiten müssen. Wir können doch nicht hier bleiben — verhungern — sterben?!"

„Das wird wohl unser Schicksal sein!"

„Unmöglich! — Laßt mich schauen, wo Ihr gehauen und gewühlt."

„Nehmt die Laterne und seht Euch die Stelle an. Dort ist sie."

Dabei deutete er seitwärts nach der Mauer. Der Andere ergriff hastig die Laterne und eilte dem Orte zu. Es schien wirklich, als ob in diesem entscheidenden Augen=

blick seine frühere Kraft und Wildheit zurückgekehrt sei. Doch war es wohl nur ein letztes Aufflackern, dem bald völlige Ermattung, Verzweiflung folgen mußte.

Langsam schritt Hubert hinter seinem Gefährten drein.

Dieser war bei dem Loche in der Mauer angelangt. Mit der Laterne leuchtete er in dasselbe hinein und sah die nackten Felsen.

„Verdammt!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Die Oeffnung wäre groß genug, um uns durchzulassen — doch ist die Mühe vergebens gewesen. Hier, auf dieser Seite ist kein Ausweg zu finden. Wir müssen es bei der alten Stelle, dort rückwärts versuchen. Kommt! und laßt uns an die Arbeit gehen.“

Wieder faßte er die Laterne und schritt nach der einen Langseite des Gewölbes, und wieder folgte ihm Hubert.

Als sie an ihrem früheren Sitz vorbeikamen, wo die Werkzeuge lagen, nahm Hubert schweigend die Haue auf. Der Andere folgte seinem Beispiel und erfaßte die Schaufel Dann ging es weiter.

Bei der Stelle angelangt, wo sich der frühere, nunmehr verschüttete Einlaß befand, rief Hubert: „In Gottesnamen, noch einen Versuch!“ Dann begann er mit neuer Kraft in das Gerölle zu hauen, daß die Steine prasselnd zur Seite kollerten, welche sein Gefährte nun mit der Schaufel vollends zu beseitigen versuchte.

Eine Weile mochten die beiden Männer schweigend gearbeitet haben, als plötzlich hinter Hubert eine Stimme erklang.

„Mich durstet! — Es geht nicht mehr!“

Der junge Mann wandte sich um. Da erblickte er seinen Gefährten, der sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte. Ueber die Schaufel gebeugt stand er da, als ob er jeden Augenblick zusammenbrechen wollte. Seine unnatürliche, augenblickliche Kraft war dahin und mit der Mattigkeit hatte sich seiner auch ein unsägliches Bangen bemächtigt. Das Schreckliche ihrer Lage sah er wohl ein, und wie jedes Beginnen, sich daraus zu befreien, vergeblich sei.

„Eßt Euer Brod!“ entgegnete Hubert, einen Augenblick inne haltend.

„Ich habe nichts mehr — doch mich durstet!“ so lautete die mit leiser, zitternder Stimme gegebene Antwort. —

Hubert legte die Haue nieder und führte den Durstenden zu der feuchten Felswand.

„Hier labt Euch, wie ich mich an den spärlichen Tropfen gelabt.“

So sprach er, und mit einer gierigen Hast versuchte der Andere, die kalte Feuchtigkeit der Steine mit seiner brennenden Zunge aufzusaugen.

Schweigend, doch mit einem Blick des Mitleids schaute Hubert auf den gebrochenen Mann, der erst nach einer langen Weile von seinem Thun abließ und sich wieder in etwas gekräftigt nach seinem Gefährten umschaute. —

„Wie lange sind wir schon hier?“ fragte er.

„Die dritte Wachskerze habe ich soeben angezündet; es muß wieder Nacht sein.“

„Nacht — und immer Nacht!“ tönte es leise als Antwort. Dann erklang eine neue Frage.

„Wie lange glaubt Ihr, daß wir noch hierbleiben müssen?"

„Das kann nur Gott wissen."

„Ihr habt doch nicht alle Hoffnung verloren — meint doch nicht wirklich, daß wir hier —?"

„Ich habe wenig Hoffnung," antwortete Hubert auf die unvollendet gebliebene Rede des Andern. „Doch will ich mein Möglichstes thun — und weiter arbeiten."

„Ich kann nicht mehr — meine Kräfte sind zu Ende." —

„Kehrt dorthin zurück, wo Ihr früher gesessen," sagte Hubert mit einem Ton, der ebensoviel Ernst als Mitleid ausdrückte, „und betet! — Der Herr der Welt, der jedem reuigen Sünder ein milder Richter ist, wird auch uns gnädig sein. — Geht und betet! ich will für Euch arbeiten." —

Wieder mochten lange Stunden vergangen sein. Ohne Rast, bis zur völligen Erschöpfung seiner Kräfte, hatte der junge Mann die Haue gehandhabt, doch immer trostloser war er dabei geworden. Jede Mühe schien vergebens. Wie viele der Steine er auch wegschaffte, hackte

und schaufelte, immer stürzten neue nach, und nach stundenlanger Arbeit prasselte sogar eine solche Menge Trümmer und Gerölle nieder, daß der Schutthaufen an dieser Stelle größer und mächtiger wurde, als er vor Beginn der Arbeit gewesen.

Verzweifelnd hielt Hubert inne. Sein Beginnen war unnütz gewesen, wie jeder weitere Versuch vergebens sein würde. Das fühlte er. Ihr Urtheil war gesprochen, und geschah kein Wunder, so waren sie verloren — unrettbar verloren.

Sein Haupt sank auf die Brust nieder und Gewalt mußte er sich anthun, um Herr einer, in diesem Augenblick gewiß verzeihlichen Schwäche zu werden. Dann ließ er sein Werkzeug sinken, nahm die Laterne auf und kehrte langsam zu der Stelle zurück, wo sein Unglücksgefährte weilte. —

Dort angekommen, läßt er sich ermattet auf einen Stein nieder.

Das Licht in der Laterne ist ganz niedergebrannt. Die letzte Wachskerze nimmt er und zündet sie an.

„Der neue Tag — der Sonntag muß längst gekommen sein. Bis gegen Abend wird das Licht wohl brennen und mit ihm wohl auch unser Lebenslicht erlöschen. — Wie Gott will!“

So spricht er sinnend, während ein tiefer Seufzer seiner Brust entsteigt.

Nun schaut er sich nach seinem Gefährten um.

Regungslos liegt dieser an der Erde, den Kopf auf einen Stein gebettet, auf dem noch die rothe Uniform sichtbar ist, die zusammengelegt dem Ruhenden als Pfühl dienen muß.

„Er schläft — kann schlafen?!“ murmelte der junge Mann leise, nachdem er sich über die Gestalt niedergebeugt und deren unruhigem Athem eine Weile gelauscht.

Dann läßt auch er den Kopf auf die Brust niedersinken und verfällt bald in tiefes Sinnen.

Ammi, seiner Liebe, gedenkt er, von der er wohl bald und für immer scheiden muß. Nur kurz war das Glück seiner Liebe gewesen — das Leid der Zurückbleibenden wird länger — wohl immer dauern! Sein

Herz blutet und sein Auge füllt sich mit Thränen, die der Armen fließen. — Dahin! — dahin! —

Seine Lebens- und Liebesfreude erscheint ihm wie ein flüchtiger Sonnenblick. Wenn heiter und sonnig auch die Kindheit des Knaben sich gestaltete, den eine sorgende und liebende Mutter, mit Aufopferung ihres eigenen Wohls beschützt, so sind seine Jünglingsjahre, die ihm den Kampf um das Dasein gebracht, doch ernst genug gewesen, die Mutter stand ihm nicht mehr zur Seite. Ihrer, der Entschlafenen, muß er gedenken, und nicht schämt er sich der hellen Thränen, die über seine Wangen rieseln. Er sieht die theure, geliebte Todte, und wie sie im Leben auf ihr glückliches Kind geschaut, so blickt sie jetzt aus dem Himmel auf ihn nieder, jetzt, wo der Augenblick wohl bald herannaht, der ihn für ewig mit ihr vereinigt — wo er vielleicht auch den Vater wiederfinden wird, den er nie gesehen — nie gekannt!

„O, daß ich entschlafen könnte, bald — bald! — um an ihrem Mutterherzen zu erwachen!“ flüsterte sein Mund, während seine Gedanken ihm unwiderstehlich die Qualen

der letzten Augenblicke, der furchtbaren Todesnoth, welche seiner harrt, vor die Seele führen.

Willenlos greift seine Hand nach der Brusttasche, dort wo er vor seinem Abgange von Daheim die geladene Schußwaffe geborgen, welche ihn im Nothfall vertheidigen sollte und nun von einem gewiß entsetzlichen Leiden befreien — erlösen kann!

Doch seine Finger berühren nicht allein das Pistol, sondern auch den Brief, welchen er dem Rocke entnommen, der dort unter dem Kopfe des Schläfers liegt und dem Ermordeten gehört hat.

Beides zieht er hervor.

Die Waffe legt er neben sich und bringt dann den Brief in die Nähe des Lichtes der Laterne.

Das Schreiben ist versiegelt und unerbrochen.

Jetzt wendet er es um und betrachtet die Adresse. —

Vor seinen Augen wird es Nacht, dann zucken Flammen auf, die sein Hirn zu versengen drohen.

Er glaubt wahnsinnig zu sein, denn auf dem Brief liest er:

„An Frau Maria Walbot

zu Köln am Rhein.“

Das ist der Name, der Wohnort seiner Mutter — und der Schreiber des Briefes ist — vielleicht —

„Doch nein! Das ist unmöglich — das wäre zu entsetzlich!“ keucht er im folgenden Augenblick auf. Dann bricht seine ganze Gestalt zusammen, der Brief entsinkt seiner Hand, denn den Kopf muß er mit beiden Händen fassen, pressen, um so sein Denken gewaltsam zum Gehorsam zu zwingen.

Doch nur einen Augenblick duldet es ihn in solcher äußerlichen Ruhe, seine Erregung vermag sie nicht zu ertragen. Er fährt auf, ergreift den verhängnißvollen Brief auf's Neue. Nur einen Blick noch wirft er auf die Aufschrift — er hat sich nicht getäuscht, das Schreiben ist an seine Mutter gerichtet — dann bricht er das Siegel.

Was wird der Inhalt ihm künden?! —

Mit fieberhafter Hast beginnt er die Zeilen zu überfliegen, doch bald beginnt es vor seinen Augen wieder zu flimmern und er unterscheidet, sieht fast nichts mehr —

denn die ersten Worte haben ihm nur zu deutlich gezeigt, daß der Schreiber — sein eigener Vater gewesen.

Die Unterschrift sucht er, doch er vermag sie nicht mehr zu entziffern. Es ist nicht möglich! seine furchtbare Aufregung will ihm, wie die Klarheit des Denkens, auch die Sehkraft rauben. Die Namen — Walbot — von Beuren — schwirren wie von feurigen Funken gebildet, vor seinen Blicken — in seinem Hirne hin und her. Er muß sich fassen, ruhiger werden, will er den Inhalt des Briefes kennen lernen.

Alle seine Nerven spannt er an, um sich Ruhe zu erzwingen, seine Zähne preßt er fest aufeinander und für einige Augenblicke hört jede Muskelbewegung, jedes Athemholen auf. Es genügt ihm; er vermag wieder zu denken, zu sehen, und er liest:

„Mein armes Weib! meine innigst geliebte Marie!

„Auch Dir rufe ich zu: Verzeihung! — Versöhnung! und um zu erlangen, was meine Seele mit aller Kraft erstrebt, will ich Dir reumüthig ein Bekenntniß meiner vielfachen Schuld ablegen. Alles sollst Du erfahren, in die geheimsten Falten meines Herzens schauen. Denn so

sehnlich ich wünsche, für den Rest meines Lebens wieder glücklich — durch Dich und mit Dir glücklich zu werden, so wahr ist meine Reue, so fest mein Wille, Geschehenes wieder gut zu machen. Doppelt habe ich Dich — Deine Liebe — betrogen: da ich um Dich warb und da ich Dich und unser Kind heimlich verließ. Der Name Walbot, den ich Dir gab, war ein falscher. Hans von Beuren heiße ich und auf den Höhen des Mosellandes liegt Schloß Beurenhof, der Familiensitz meines Stammes, dessen Herr ich nunmehr durch den Tod meines Vaters geworden bin." — —

— — — — — — — — — — — —

Weiter zu lesen wird Hubert unmöglich. Noch wirft er einen Blick auf die Unterschrift — es war kein Trugbild seiner Sinne, wie er früher gewähnt — sie lautet:

„Hans von Beuren, genannt Hans Walbot",

dann springt er auf.

Nach Athem muß er ringen, denn was er da gelesen, erfahren, ist zu viel, zu überwältigend, zu furchtbar für ihn. Sein Geist kann es nicht fassen, sein Herz nicht ertragen. Es ist nicht möglich — nicht wahr! — Es kann

nicht wahr sein, denn stände es anders, so war ja der vor zwanzig Jahren auf dem Montroyal Ermordete, der wirkliche Herr von Beuren und — sein Vater! — Und der Mörder —

„Dort liegt er!“ keucht es aus ihm hervor und schon will er sich auf den Mann stürzen, der da noch immer scheinbar ruhig am Boden liegt und schläft. Doch er hält inne; sein Blick streift den Brief, der seiner Hand entsunken, nun auf dem Steine, neben der Schußwaffe liegt. —

Er muß das Schreiben zu Ende lesen. Alles, was es enthält, will er erfahren und dann — richten!

Noch einige Schritte macht er, sein Körper dehnt seine Brust hebt sich und die Willenskraft besiegt endlich seine furchtbare Aufregung. Er nimmt den Brief wieder zur Hand, setzt sich, und zum Lichte sich niederbeugend liest er hastig weiter.

Er erfährt, wie sein Vater in die Stadt am Rheine gekommen, wie er die Mutter kennen gelernt — wie er sie und ihr Kind verlassen; seine Klagen, seine Reue schildert ihm der Brief: wie der Schreiber den sterbenden

Vater versöhnt — wie er Verzeihung von seinem betrogenen Weibe erfleht — was er hofft und wünscht: — daß die Mutter mit dem Kinde zu dem Gatten zurückkehre!

Noch einmal liest er mit fester Stimme die Unterschrift: „Hans von Beuren, genannt Hans Walbot."

Nun erhebt er sich.

Sein Auge flammt auf, das er eine Weile unbeweglich auf den Verbrecher zu seinen Füßen heftet.

Jetzt ruft er mit starker gebietender Stimme:

„Mann — empor!"

Der Ruhende fährt jählings zusammen, dann richtet er sich halb auf und schaut erstaunt, verstört den jungen Mann an, der hochaufgerichtet vor ihm steht und sein blitzendes Auge unverwandt auf ihn geheftet hält.

„Hört — und antwortet!" herrscht Hubert ihm zu. Dann fährt er fort:

„Der Mann, welcher vor zwanzig Jahren hier in den Ruinen Montroyals meuchlings erschossen wurde, war — der Capitain Hans von Beuren!"

Der Andere stößt einen heiseren Schreckensschrei aus, dann schlägt er die Hände zusammen und mit verzerrtem

Antlitz starrt er den Sprecher an. Dieser redet weiter. Immer ernster, gewaltiger tönen seine Worte, die wohl wie Donnerschläge in das Ohr, in das Hirn des Verbrechers dringen.

„Sein Diener, der Dragoner Wenz, war der Mörder. An die Stelle des Erschlagenen setzte er sich, und nun ist er gekommen, hierher an den Ort der That, um die letzten Spuren seines Verbrechens zu vertilgen."

Die letzte Hoffnung, wenn dem Verbrecher eine solche geblieben, war dahin. Der Mann, der da als Richter vor ihm stand, wußte Alles. Den Brief, welchen er so eifrig, mit Gefahr seines Lebens gesucht, sah er in dessen Hand. — Es war vorbei — kein Ausweg mehr möglich.

Das fühlt der durch die unerwartete wie bestimmte Anklage Niedergedonnerte. Er hat nur noch die Kraft zu stöhnen:

„Erbarmen! — verrathet mich nicht!" während er die Hände jammernd nach Hubert ausstreckt,

„Feiger!" ruft dieser mit unsäglicher Verachtung. „Erbarmen hofft nur von Gott — ich habe keines mit Euch. — Antwortet!" —

„Auf welche Weise habt Ihr Euch des Mantels und des Hutes des Mannes aus Kewenig bemächtigt, den man unschuldig der That angeklagt? — Ich will es wissen. — Antwortet!"

Der Andere läßt den Kopf auf die Brust sinken und schweigt. —

„Zum letzten Male — antwortet!" ruft Hubert so gebietend und drohend, daß Wenz zusammenzuckt und endlich leise, fast tonlos spricht:

„Ich nahm sie aus der Stube des Jost."

„Kanntet Ihr den Ort und den Mann?"

„— Es war meiner — Eltern Haus und der Jost — mein Bruder."

„Ungeheuer!" schreit Hubert auf, entsetzt einige Schritte von dem Verbrecher zurückweichend, der eine solche That hatte vollbringen und Jahre lang ertragen können. —

Einen fast zürnenden Blick in die dunkle Ferne wirft der junge Mann, als ob er hätte sagen wollen: „Und das konnte Deine himmlische Gerechtigkeit zugeben?!" Dann wendet er sich wieder dem Verbrecher zu. Seine Brauen

haben sich zusammengezogen, seine Blicke einen finster-zürnenden, doch auch entschlossenen Ausdruck angenommen, als er nun weiter spricht:

„Ihr waret hierhergekommen, um die Kleider Eures Opfers, welche Ihr nach der That hier in diesem halbverschütteten, Euch bekannten Gewölbe geborgen, zu vernichten — wohl auch den Brief, welchen der Ermordete gewiß kurz vor seinem schrecklichen Ende geschrieben und in der Brusttasche bei sich trug?“

Wenz schaute auf's Neue auf und alles Blut fühlte er nach seinem Herzen dringen.

Hubert fährt fort:

„Kennt Ihr den Inhalt tes Briefes?“

„Nein!“ tönt es hastig und keuchend.

„Glaub's wohl!“ entgegnet Hubert mit bitterem Lächeln, „Ihr hättet sonst gewiß nicht mich mit Euch hieher gezogen. —

„Hattet Ihr Kenntniß von den früheren Lebensschicksalen Eures Opfers?“

„Auf unserm Ritt durch die Eifel erzählte — der Capitain mir Mancherlei davon.“

„Was wißt Ihr? — sprecht!“

„Der Capitain war vermählt — er hatte Weib und Kind, doch Beide heimlich verlassen, — nicht als Herr — von Beuren hatte er gefreit und geheirathet, sondern unter einem fremden Namen.“

„Kanntet Ihr diesen Namen, den er seinem Weibe gegeben?“

„Nein! — Er hat ihn mir nicht genannt, wie ich auch die Aufschrift des Briefes nicht gelesen, die an seine Frau lautete.“

„Kennt Ihr meinen Namen, Wenz?“

Mit einem fast blödsinnigen Ausdruck seines todtfahlen Gesichtes starrt Wenz den Sprecher nach diesen Worten an.

Mit erhöhter Stimme wiederholt Hubert seine Frage.

„Kennt Ihr meinen Namen? — Sagt ihn her!“

Eine Pause, dann tönt es mit leisem Keuchen:

„Hubert — Walbot!“ —

„Auf die Knie! — auf die Knie!“ donnert Hubert jetzt dem Verbrecher entgegen, und mit der linken Hand

den Brief seines ermordeten Vaters hoch haltend, ergreift er mit der andern das Pistol, und mit fieberhaft geröthetem Antlitz, mit flammensprühenden Blicken, ruft er;

„Der Name, den Herr von Beuren seinem Weibe, seinem Kinde gegeben, ist der meine — Walbot heißt er; der Brief galt seinem Weibe — meiner Mutter! Der Sohn Eures Opfers steht vor Euch, um den Verbrecher, den Mörder seines Vaters zu richten. — Auf die Knie! — Betet und bereut, wenn Ihr dies könnt! — Euer letzter Augenblick ist da.“

Kein Wort — nur ein dumpfer Fall wird laut. Wenz ist wie vom Blitz berührt zusammengebrochen, und sich auf dem Boden krümmend, sich nach Hubert hinzuschleppen versuchend, um dessen Knie zu umfangen, läßt er nur ein mit Stöhnen untermischtes leises Wimmern hören.

Hubert hat den Brief sinken lassen. Nun spannt er das Pistol.

Da fühlt er eine Berührung seiner Knie. Es ist Wenz, der bis zu ihm gelangt.

Schon hebt er den Fuß, um den Verbrecher von sich zu stoßen; schon richtet er die Mündung der todtbringenden Waffe auf den Kopf des sich zu seinen Füßen Windenden, als dessen Wimmern und Stöhnen zu Worten wird.

„Laßt mich leben!“ — klingt es in verzweifelnden Tönen Hubert entgegen. — „Bedenkt, wir sind Beide dem Tode verfallen — auch Ihr werdet bald Rechenschaft zu geben haben — von dem Blute, daß Ihr vergießen wollt!“ —

Hubert hielt inne.

Die Worte des Sünders haben sein Herz getroffen. — Hat er ein Recht, Jenen zu strafen? Ist ein schneller Tod in diesem Augenblick überhaupt eine Strafe? — O nein! — denn Entsetzliches steht den beiden Verschütteten, die unrettbar verloren sind, noch bevor. — Bald wird das letzte Licht verlöschen — das Brod ist längst alle — kein Tropfen Wasser, um den immer brennender, quälender werdenden Durst zu stillen! — Das jetzt Angedrohte — die Kugel — wird eine Erlösung aus entsetzlichen Qualen sein. Ob er, Hubert, sie ertragen kann? — Er weiß es

nicht, ebensowenig, ob er den Schuß nicht für sich, für deu gefürchteten Augenblick aufsparen muß.

Das Pistol läßt er sinken, dann spricht er zu dem Jammernden.

„Lebt! — bis der Tod in diesem steinernen Sarge Euch vor den ewigen Richter führt! — Doch entfernt Euch von mir! — In das Dunkel flieht und erwartet dort Euer Ende. Benutzt die letzten Augenblicke Eures elenden Daseins, um zu beten und zu bereuen. — Hinweg! — Hinweg!“

Und mit Abscheu, mit Verachtung wendet er sich von dem Verbrecher, der einen fast freudig klingenden, röchelnden Ton hören läßt und sich so rasch, als er es nur vermag, erhebt. Mit wankenden Schritten entfernt er sich von Hubert, um in dem dunkelsten Winkel des Gewölbes vor den Blicken seines Richters sich zu bergen.

Hubert aber legt die Waffe nieder. Hastig, fast zitternd ergreift er das mit dem Blut seines Vaters befleckte Kleid, und es an seine Brust pressend, sinkt er auf seinen früheren Sitz zurück.

Seine furchtbare Aufregung, sein unsägliches Weh, lösen sich in lindernde Thränen auf, die dem Andenken seines todten Vaters gelten, der mit tiefer Reue, wie mit wahrer Liebe zu seinem Weibe, seinem Kinde im Herzen, aus der Welt geschieden — mit dem ihn bald der Tod — wie mit der Mutter — für immer vereinigen wird! —

Neuntes Capitel.

Drei Suchende.

Drei Männer hatten sich fast zu gleicher Zeit aufgemacht, um den sogenannten Herrn von Beuren zu suchen. Die Bemühungen Zweier, des Schäfers Grates und Nickels, galten dem verschwundenen Schloßherrn und seinem Gefährten, der Dritte aber, der alte vagirende Komödiant, hatte es nur auf Ersteren abgesehen.

Für wenige Augenblicke müssen wir zu diesem, zu Hans-Görgel, den wir in der Reichskrone zu Geroldstein verlassen, zurückkehren.

Wohl instruirt und seiner Sache gewiß, hatte Hans-Görgel sich von Geroldstein auf den Weg nach der Mosel gemacht. Nun ließ er seine Puppen und Possen bei Seite, denn ohne Aufenthalt, so rasch als nur möglich, wollte

er das Ziel seiner Reise und Wünsche erreichen, nach Schloß Beurenhof und zu seinem reichen Kameraden gelangen.

Doch der Weg durch die öde Eifel war ein zu beschwerlicher, und da er zu Fuß und nicht zu Pferd reiste, so kam er nicht allzurasch vorwärts. Auch kannte Niemand Schloß Beurenhof und deshalb war es eine reine Unmöglichkeit, den nächsten Weg dorthin auf gerader Straße zu finden. Noch einige Male mußte Hans-Görgel übernachten und somit auch wieder zu seiner Kunst seine Zuflucht nehmen. Dabei war er durch das anhaltende, rastlose Wandern durch die rauhe Gegend, über steile Berge, unwegsame Haideflächen, ganz marode geworden. So kam der verhängnißvolle Sonntag heran, der die Bewohner Beurenhofs in so große Aufregung versetzte. Zum Glück traf der müde Wanderer einen Bauernwagen, der nach dem Städtchen Uerzig fuhr. Der Eigenthümer nahm den spaßigen Gesellen gerne auf und auf diese Weise gelangte denn auch der alte Komödiant am Nachmittag desselben Tages und zu guter Zeit nach jenem Städtchen und an die Mosel.

Zu seinem Glück fand er dort einen Schiffer, der mit seinem Nachen den Strom hinabfahren wollte. Da es dem Görgel fast unmöglich war, weiter zu wandern, so dankte er dem Himmel in seiner Weise für diese neue Wohlthat und bequeme Gelegenheit, in kurzer Zeit nach der Stadt Trarbach zu kommen. Dort gedachte er die Nacht zuzubringen und am andern Tage auf demselben Wege, den er schon einmal gemacht, nach dem stolzen Schloß seines alten Kriegskameraden zu wandern.

Doch der Schiffer eilte nicht allzusehr mit der Abfahrt.

In Uerzig hatte sich etwas Seltsames ereignet, das die Bewohner des Ortes und bereits auch schon die der Umgegend seit vierundzwanzig Stunden in größte Aufregung versetzte und erhielt.

Am vorigen Tage, dem Samstag nämlich, war ein herrenloser Gaul in der Gegend gesehen worden. Da das Thier hinkte, so war es leicht einzufangen gewesen und dann in das Städtchen gebracht worden. Niemand kannte weder das Thier, noch dessen Geschirr, hatte es jemals gesehen, und die Köpfe zerbrachen sich die Leute darüber,

wem das Pferd wohl gehören möge und wie es in die Gegend gekommen.

Eine Menge Personen umstanden den Stall des Wirthshauses, wo man den lahmen Gaul untergebracht und allerlei sonderbare Reden wurden dort laut. Aeltere Leute erinnerten sich und Andere daran, wie vor etwa zwanzig Jahren auch ein solcher herrenloser Gaul in der Gegend gesehen worden war, der dann zur Entdeckung des Mordes auf dem Montroyal geführt. Auch der Moselschiffer, neugierig wie die Anderen, war nach dem nahen Wirthshause gegangen und Hans-Görgel folgte ihm trotz seiner Müdigkeit. Da den Komödianten die Reden über das vor Jahren begangene Verbrechen lebhaft interessiren mußten, so drängte er seinen Fährmann keineswegs zur Abfahrt, sondern setzte sich sogar in die Stube, um mit den Leuten, das heißt aus deren Krügen zu trinken und zugleich seine Kenntniß des ihn so nahe angehenden Falls zu vermehren.

Da erhob sich plötzlich vor dem Wirthshause neuer Tumult.

Ein fremder Mensch war athemlos in der Richtung von Cröw dahergekommen, um den Gaul zu recognosciren. Dies erfuhr man bald in dem Schenkzimmer und eilte hinaus.

Draußen auf dem Hofe und vor dem Stalle standen die Leute und ließen Worte der Verwunderung hören, welche unsern Hans-Görgel ganz gewaltig frappiren mußten. Der fremde Mann hatte den Gaul kaum gesehen, als er mit lautem Aufschrei ausgerufen, daß er das Thier kenne, daß dasselbe seinem Herrn, dem gnädigen Herrn von Beuren auf Beurenhof, gehöre. Als ob der lahme Gaul diese seltsame Behauptung bekräftigen wollte, wieherte er freudig dem Manne entgegen, der eben kein Anderer war als Nickel.

Es war in der That etwas Merkwürdiges!

Die sonntägigen Gaffer Uerzigs hatten das Erscheinen des unbekannten Thieres bereits mit dem des Pferdes des erschlagenen Begleiters des Herrn von Beuren zu vergleichen versucht und nun war es in Wirklichkeit derselbe Fall, nur mit dem einzigen Unterschied, daß es diesmal nicht wie damals dem Diener, sondern dem Herrn selbst

galt. Da es mit dem Pferde seine Richtigkeit hatte, so mußte, nach dem Urtheil der Umstehenden, das Uebrige auch in Richtigkeit und ein neues, noch schwereres Verbrechen als früher, begangen worden sein.

So urtheilte, schloß die gaffende, plaudernde Menge.

Hans-Görgel hatte sich gewandt an den ziemlich rathlos dastehenden Nickel herangemacht, und da Letzterer den Komödianten, der schon einmal an dem Thor des Schlosses Beurenhof angeklopft, wiedererkannte, die übrigen Leute ihm alle gänzlich fremd waren, entspann sich bald zwischen Beiden ein lebhaftes Gespräch. Ueberraschend schnell erfuhr Hans-Görgel und zu seinem größten Schrecken, was vorgefallen war — daß der von Beuren mit einem andern Herrn seit vergangenen Freitag spurlos verschwunden sei. Er, Nickel, habe heute früh eine Spur der Beiden gefunden, die er bis Enkirch an der Mosel verfolgt, dann aber trotz aller Mühe, verloren. Da habe er durch einen Zufall von dem herrenlosen Gaul gehört, welchen man in Uerzig eingefangen, und so sei er denn hierhergekommen, um allerdings den Gaul, doch leider! — keine weitere Spur seines Herrn zu finden.

Hans-Görgel ließ den Mann reden, soviel er wollte, doch hütete er sich, selber ein Wort von seiner Fahrt nach Beurenhof fallen zu lassen. Er beschloß indessen, den Diener Nickel nicht mehr zu verlassen, vereint mit ihm nach dem Entschwundenen zu forschen, an dessen Wiederauffinden ihm, dem Görgel, Alles gelegen war. Dies erklärte er Nickel und freudig nahm Derselbe das so uneigennützig scheinende Anerbieten an.

„Was gedenkt Ihr vorerst zu thun?“ fragte Hans-Görgel.

„Die Leute reden da allerlei unnützes Zeug,“ erwiderte Nickel — „ich kenne den Herrn von Beuren, den churkölnischen Herrn Justitiarius von Zeltingen besser — aber ein Unglück kann am Ende doch geschehen sein, und deshalb möchte ich auf den Trabener Berg, nach Montroyal und dort nachsehen.“

„Ganz richtig, auch meine Ansicht!“ rief der Komödiant, „doch vorerst müssen wir nach Trarbach und so rasch als möglich. In der dortigen Gegend muß der Gaul seinen Herrn verloren haben, oder umgekehrt. Dort wird man zur Stunde gewiß mehr wissen. Wir werden ja sehen! und ist dies nicht der Fall, dann gehen wir zu-

sammen auf den Montroyal, der ja von Traben rasch zu ersteigen ist.“

Nickel leuchtete der Vorschlag ein.

„Kommt!“ sagte Hans-Görgel eiligst, „ich bin mit einem Schiffer einig geworden, der mich in knapp zwei Stündchen nach Trarbach zu fahren versprochen. So legen wir den weiten Weg bequem zurück, ruhen uns aus und stärken uns zugleich für kommende Strapazen.“

Mit eindringlichen Worten forderte Hans-Görgel nun den Fährmann zur Weiterfahrt auf. Nickel ordnete noch Einiges zur Pflege des kranken Thieres an, dann eilte er den beiden Männern nach und bestieg mit ihnen den Nachen.

Es mochte etwa vier Uhr sein, als das kleine Fahrzeug vom Ufer stieß und von der starkflutenden Mosel rasch abwärts getragen wurde. In längstens zwei Stunden konnten sie in Trarbach, auf dem Montroyal sein.

Während die Beiden, der Diener und der alte Kamerad des sogenannten Herrn von Beuren, gen Trarbach fuhren, müssen wir uns nach dem dritten der Suchenden umsehen.

Grates, oder vielmehr Jost wußte genau, wohin er sich zu wenden, was er zu thun habe. Die Mittheilung der Wirthschafterin lautete zu bestimmt, als daß seine Schlußfolgerung hätte unrichtig sein können. Auf dem nächsten Wege eilte er daher nach Trarbach, ließ sich dort übersetzen und erstieg den Berg. Ohne Aufenthalt, weder rechts noch links abbiegend, durchschritt er die Ruinen. O, er kannte die Stelle noch genau, wo er in der Jugend mit seinem entarteten Bruder so oft gespielt, wo sie als Knaben in die halbverschütteten Gewölbe sich geschlichen. War Wenz auch keck, sogar tollkühn vorangegangen, so hatte der stillere Jost doch stets mehr Ruhe und Entschlossenheit gezeigt, und an Stellen war er gelangt, wo Jener sich nie hingewagt.

Auf den Theil der Ruinen, links des Eingangs der Landseite, schritt der Schäfer ohne Aufenthalt zu, dort, wo er den Einlaß in das Gewölbe wußte, den sein Bruder ebenfalls nicht vergessen. Oede und stille war es auf dem weiten steinigen Plateau und trotz des hellen Tageslichts, der strahlenden Sonne, wahrhaft unheimlich. Keiner

Menschenseele begegnete Jost, Niemanden gewahrte er, wohin sein Auge auch blickte.

Er hätte sich Hülfe mitnehmen sollen, sagte er sich. Doch nun war es zu spät dazu. Er selbst mußte handeln und dies ohne weiter einen Augenblick zu verlieren.

Jost ist bei dem Ort angelangt, wo sein Bruder vor zwei Tagen den Gaul angebunden. Noch hängt ein Stück Riemen an dem Stein. Das unruhiger, wohl auch hungriger und durstiger gewordene Thier hat den Zügel zerrissen, den sein Reiter kunstgerecht und fest um die Steinkante geschlungen. Jost sieht das Riemenstück wohl, doch hält er sich dabei nicht auf; weiter schreitet er in die Ruinen hinein.

Jetzt hat er die Stelle erreicht, wo sich der Eingang in die Keller befunden.

Er hat sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht; hier sind die beiden Männer gewesen, denn dort liegt noch eine Haue, die sich nur kurze Zeit an dieser Stelle befunden haben kann.

Klopfenden Herzens nähert er sich den Steinen —

untersucht sie. Doch bald schreit er vor Schmerz und Entsetzen laut auf.

Er hat die neue Zerstörung bemerkt — erkannt und zugleich, daß die Beiden, wenn sie wirklich in das Gewölbe hinabgestiegen, verschüttet — verloren sind!

Keinen Augenblick zaudert er und ergreift die Haue, für deren Fund er Gott dankt, dann erklettert er die Ruinen und sucht sich einen Weg über die Trümmer in der Richtung nach der Mosel hin.

Wohl weiß Jost, daß an dieser Stelle, die er verlassen, kein Eindringen mehr möglich ist, daß hier nur Gott und keine Menschenkraft helfen kann.

Auch kennt er den zweiten Eingang zu dem Gewölbe, doch derselbe ist seit seinen Knabenjahren verschüttet; er erinnert sich genau, wie dies geschehen und welche ungeheure Steinmasse dort nieder in die Tiefe stürzte und den Einlaß, wie einen großen Theil des Kellers verschüttete, füllte.

Auch dort ist ein Versuch zum Durchbrechen eine Unmöglichkeit. Und dennoch klettert er weiter, immer nach einem und demselben Punkte hin.

Anderes hat Jost im Sinne.

Er weiß eine Stelle an dem Mauerwerk, wo zwischen zwei Felsen und auf einem kleinen künstlichen Vorsprung sich eine bogenartige Wölbung befindet. Einstens, beim Bau der Festung, muß dort eine Pforte gewesen sein, die man dann wieder vermauerte. Von der Mosel und dem jenseitigen Ufer aus gesehen, erscheint die Wölbung schmal und klein, denn die Höhe, auf welcher sie sich befindet, ist bedeutend. Doch Jost weiß besser, wie die Stelle beschaffen ist, denn als Knabe hat er dort oft, von dem Bogen gedeckt, geweilt, auf den Fluß, die grünen Höhenzüge vor ihm, niedergeschaut und geträumt. Dort kann die Mauer, welche die Wölbung abschließt, nicht stark sein — wozu hätte man sie auch so dick machen sollen wie das übrige Mauerwerk? Von der Mosel aus war die Stelle nun und nimmer zu erreichen, man hätte denn Flügel haben müssen.

Freilich war der Weg, um von der Höhe der Trümmer hinab auf den kleinen Vorsprung zu gelangen, schon dem kühnen entschlossenen Knaben ein gefährlicher gewesen,

für den älteren Mann mußte dies in noch weit höherem Grade der Fall sein. Doch Jost vertraut dem Herrn und rüstig, unaufhaltsam arbeitet er sich weiter.

Endlich steht er am Rande der Ruinen, hoch oben auf den massigen Trümmerhaufen, Alles um sich her überragend, Alles überschauend.

Nicht lange beachtet er die sonnige Ferne, welche ihn in weitem unendlichen Bogen umgiebt, mit ihren grünen Feldern, Höhen und Weinbergen ihn so zauberisch anlächelt, in die Tiefe, auf den Weg, den er zu machen hat — machen muß, läßt er den Blick niedergleiten und erschrocken fährt er zusammen.

Ein Abgrund von mehreren hundert Fuß gähnt ihm entgegen. Fast senkrecht fallen die gewaltigen Felsen an dieser Stelle nach der Mosel ab, welche mit ihrem Silberbande hier das harte, zackige Gestein, dort wieder die grüne, steile Höhe umwindet.

Doch je mehr Jost forschend niederschaut, je ruhiger, vertrauensvoller wird er. Endlich entringt sich seiner Brust ein freudiger Ausruf, ein Dank dem Herrn der Welt, der hier ein Wunder vollbracht.

Auch an dieser gefährlichen Stelle war, wie fast allwärts in den Ruinen, während jener langen Spanne Zeit, welche die fröhlichen Knabenjahre Jost's von dem ernsten Heute trennte, eine Veränderung vorgegangen. Gewaltige Steinmassen waren niedergebrochen, auf den gemäuerten Vorsprung gerollt, dann in die Tiefe gestürzt und dort verschwunden, theils in den Fluten des Flusses, theils am Ufer unter wucherndem Grün. Auf dem Vorsprung, etwa dreißig Fuß unter sich, sieht Jost die Steinhaufen und auch, daß die Trümmer von einer Stelle, nicht weit von seinem Standpunkt, bis zu jenem vorspringenden Mauerwerk eine schiefe Ebene, eine Art von Treppe bilden. Dort kann er hinabgelangen, und seine Seele, sein Beginnen Gott empfehlend, beginnt er ohne Säumen, seine Haue als Halt gebrauchend, niederzusteigen.

Zwar kollern bei jedem Schritt ihm zur Seite Steine prasselnd in die Tiefe nieder, doch die Hauptmasse bleibt fest und rasch geht es abwärts.

Endlich — endlich hat Jost den ersehnten Halt erreicht und festen Grund unter den Füßen. Vor der Wöl-

bung befindet er sich und sofort geht er an die Arbeit. Den Rock wirft er ab und ergreift die Haue.

Nur eine verhältnißmäßig dünne Mauerschicht trennt ihn von dem Gewölbe, und sind die beiden Männer noch am Leben — was er zu Gott hofft! — wird er sie in kurzer Zeit befreien.

Dieser Gedanke und das Bild seines Kindes, das vor seiner Seele auftaucht, mit weinenden Augen ihn hülfeflehend anschaut, stählen seine Kräfte und mit starker Gewalt dringt das spitze Eisen in die Mauer, zwischen die Steine, diese lockernd, dann aus ihrer Lage reißend, daß sie vor seinen Füßen niederfallen.

Schlag auf Schlag erfolgt, mit gleicher Kraft, mit gleichem Erfolg und bald hat er ein ziemlich großes Loch in die Mauer der Wölbung gehauen.

Nun hält er ein und horcht.

Von innen glaubt Jost Geräusch wie von Schlägen zu vernehmen.

Welch ein Glück! Er hat sich nicht geirrt! Da drinnen sind sie und noch am Leben!

Er bringt seinen Oberkörper in die durch seine Arbeit entstandene Vertiefung und den Kopf so nahe als möglich an einen Spalt zwischen den Steinen. Dann ruft er mit aller Kraft seiner Stimme:

„Muth! — Muth! — Hülfe — Rettung ist nahe!"

Und — „Grates! — Grates!" tönt es deutlich von innen durch das Mauerwerk an sein Ohr, und die Schläge beginnen dort von Neuem, kräftiger, deutlicher.

Nun kann sich der Mann in seiner Freude nicht länger halten. — Er hat die Stimme Huberts erkannt! — Auf die Knie sinkt er nieder und die Hände, den Blick nach oben gewendet, ruft er jubelnd:

„Gerettet! — gerettet! — Dank Dir mein Herr und Gott!"

Abermals will er seine Arbeit beginnen, doch fühlt er nun auch, wie seine Kräfte nachgelassen.

Verzweiflung erfaßt ihn. Wenn er das Werk nicht wird zu Ende führen können?! — Es wäre entsetzlich!

Schon schaut er sich nach Hülfe um.

Niemand in der Runde ist zu sehen, weder an den Ufern des Flusses, noch auf den jenseitigen Höhen.

Doch dort auf den Fluten der Mosel schwimmt ein Kahn.

Um die Krümmung bei dem Dörfchen Wolf kommt er hervor. Rasch durchfährt das Schifflein den Strom und wird bald in der Nähe, bei den Felsen unter ihm, angelangt sein.

Drei Männer sind in dem Nachen. Jost kann sie jetzt deutlich sehen.

„Das ist Hülfe — von Gott gesandt!“ jauchzt er und neu gekräftigt geht er wieder an die Arbeit.

Immer größer wird die Oeffnung, immer tiefer dringt die Haue in die Mauer ein; von der andern Seite geschieht ein Gleiches und bald — bald wird das Rettungswerk vollbracht sein!

Zehntes Capitel.

Auferstehung: — Gericht und Sühne:

Zu den Verschütteten müssen wir zurückkehren. —

Wieder sind Stunden vergangen, seit das Wort des Richters den Verbrecher in die Nacht der Einsamkeit gescheucht. —

Das Licht ist erloschen, tiefes Dunkel und eine Todtenstille herrschen in dem Gewölbe, das wohl schon in der That zu einem steinernen Sarge für die beiden Verschütteten — für den Sünder, wie für den Sohn seines Opfers geworden — da werden eigenthümliche Töne laut. Von außen scheinen sie zu kommen und schwach, doch hörbar klingen sie durch den öden Raum.

Nein! alles Leben ist hier noch nicht erloschen, denn in der Mitte des Gewölbes bewegt sich Etwas.

Dort sitzt Hubert.

Beim letzten Aufflackern des Lichtes der Laterne hat er die Stelle geordnet, welche sein Sterbebett werden soll.

Den Brief hat er in seine Brusttasche gesteckt und auf einem Steine, höher als sein Sitz, liegt die Uniform seines Vaters, auf welche er den Oberkörper gelehnt und die also mit dem Briefe an seinem Herzen ruht. Neben ihm befindet sich die Haue, bei der Schußwaffe; beide hat er — wenn sie nöthig sein sollten — zur Hand. —

Er hat das Geräusch vernommen und trotz der Schwäche, der Betäubung, die ihn bereits übermannt, hebt er den Kopf empor und horcht.

Immerfort in gleichen Pausen erklingen die Töne. — Es ist, als ob draußen mit einem scharfen Instrument Schläge wider die Mauer geführt werden; — Keine Täuschung! — der Klang wird immer vernehmlicher — und schon ist die Stelle der Mauer zu errathen, von wo es hertönt. — Man hat den Aufenthalt der Verschütteten entdeckt und arbeitet an ihrer Rettung!

Jetzt regt es sich auch im Hintergrund des Kellers.

Mit schlotternden Knieen kommt der Verurtheilte aus dem fernen Dunkel des Gewölbes hervor. Zitternd und zagend nähert er sich dem Klang der Haue, der jetzt auch in dem Keller laut wird. Denn Hubert hat sein Werkzeug ergriffen, und wie beseelt von einer neuen, fast übernatürlichen Kraft schlägt er wider die Steine der Mauer, dort an der Stelle, die er nunmehr ganz deutlich als diejenige erkennt, an welcher außerhalb gearbeitet wird.

Hinter ihm steht Wenz, den keuchenden Athem dämpfend, damit er ihn nicht verrathe. Auch er, der Elende, hofft bereits wieder!

Wenn er den jungen Mann in dem tiefen Dunkel auch nicht sehen kann, so erräth er doch dessen Stellung und noch einmal flackern die bösen Gedanken wie Höllenfeuer in seinem Hirne auf; noch einmal, mit der neuen Lebenshoffnung regt sich der Böse in ihm mit alter Macht: Wenn sein Gefährte mittlerweile gestorben, so wäre für ihn, den Brütenden, Alles gewonnen. Den Brief könnte er wieder an sich bringen, vernichten, und Niemand — Niemand würde erfahren, was zwischen ihnen Beiden vorgegangen, wer der längst Erschlagene und wer sein Mör-

der gewesen. Wie ein Blitzstrahl fährt es nun durch seinen Geist und zeigt ihm die Schußwaffe, deren Mündung er auf sich gerichtet gesehen. Hätte er sie zur Hand — er würde vollenden, was der Zufall unterlassen, und schon wendet er den Kopf und schaut in das Dunkel des Gewölbes, dort, nach der Richtung hin, wo Hubert gesessen, wo das Pistol liegen muß.

Nicht weit kann es bis zu der Stelle sein und er darf es schon wagen, sich ihr zu nähern. Der hastig Arbeitende wird ihn nicht bemerken, auch hallen die Schläge wider die Mauer, von innen und außen, laut durch den Keller, jedes andere Geräusch übertäubend. Doch rasch muß er handeln, denn in wenigen Augenblicken kann die Mauer durchbrochen sein und dann ist es zu spät.

Schon bewegt sich sein Körper — den ersten Schritt zu einem neuen Verbrechen will er thun — da hält er plötzlich zusammenfahrend inne.

Von außen dringt eine Stimme, deutlich vernehmbar in das Gewölbe. „Muth! — Muth! — Hülfe, Rettung ist nahe!“ so tönt es.

Wenz hört es nicht allein, sondern die Stimme glaubt er auch zu kennen. — Er hat sie schon vernommen — oftmals — früher!

Da schreit sein arbeitender Gefährte mit jubelndem Ton: „Grates! — Grates!"

Das ist der Name des Schäfers, der den Jost vertheidigte. So sagt sich Wenz und regungslos verharrt er in seinem Sinnen.

Da fällt plötzlich ein heller blendender Lichtstrahl auf ihn und zieht seine Gedanken gewaltsam auf andere Wege.

Die Mauer ist durchbrochen, ein erster Stein gefallen und das helle Tages- und Sonnenlicht dringt in das düstere Grabgewölbe.

Von beiden Seiten erhebt sich ein Jubel, doch verstummt er bald, denn die Männer arbeiten weiter. Ein gut Stück Arbeit bleibt noch zu thun übrig, denn die Oeffnung in der immerhin noch starken Mauer muß erweitert werden, derart, daß ein Mensch hindurch kriechen kann.

Beim Anblick des Tageslichts kann Wenz sich nicht mehr halten. Keuchend athmet er auf und die Gewißheit aus diesem steinernen Sarge gerettet zu werden, schein

dem furchtbaren Menschen neue Kräfte zu geben. Mit einer wilden Entschlossenheit blickt er wieder seitwärts. Noch ist es nicht zu spät, seinen Vorsatz auszuführen. Dort — nur wenige Schritte von ihm befindet sich das Mordwerkzeug, doch — Entsetzen! — es liegt auf dem rothen Kleide des Mannes, den er vor Jahren getödtet.

Sein Körper schwankt. — Er zaudert.

Wieder fallen Stein um Stein. Die Oeffnung in dem Mauerwerk ist jetzt so groß geworden, daß Grates und Hubert sich die Hände reichen können. Nur wenige Anstrengung noch und das Werk ist vollbracht, die Rettung gelungen!

„Zu spät!" murmelt Wenz und zuckend sinkt sein Kopf auf die Brust nieder.

Wie betäubt steht er da; immer wirrer wird es in seinem Kopfe und bald ist er keines klaren Gedankens mehr fähig. Eines nur fühlt er, weiß er: Dort das Licht — es führt zur Freiheit — zum Leben!

Noch ein Stein, ein gewaltiger Block rollt durch vereinte Anstrengung der beiden Männer mit dumpfem Falle in den Keller und nun ist's gethan! Unter Thränen

jubelnd schwingt sich Hubert in die Oeffnung und wenige Augenblicke später liegt er am Halse des Schäfers, der ihn mit fast übermenschlicher Kraft an sich preßt und hält.

Auch der alte Mann weint Freudenthränen beim Anblick des Geretteten und kaum vermag er das Wort: — „Vorsicht!" — zu stammeln. Immerfort hält er den Erregten.

Jetzt hebt Hubert den Blick. Fast geblendet ist sein Auge von dem vollen sonnigen Licht, das über der ganzen weiten Landschaft gebreitet liegt. Doch im selben Augenblick stößt er auch einen Schrei des Schreckens aus: die Gefährlichkeit der Stelle, auf welcher sie sich befinden, hat er erkannt; in die furchtbare Tiefe, nur wenige Fuß von seinem Standpunkt entfernt, hat er niedergeschaut und sein Blick verdunkelt sich. Ein Taumel erfaßte den abgematteten jungen Mann und schien ihn in die Tiefe reißen zu wollen. Doch die starken Arme seines Retters halten den Wankenden immerfort fest umfangen, schützen ihn vor dem entsetzlichen Fall, während sein Mund ihm zuraunt: „— Vorsicht! — und Muth!"

Wie ein Kind drückt der Schäfer ihn nun auf die Steine und dicht an den gewaltigen emporstrebenden Trümmern nieder, seinen Kopf von dem Abgrund wegwendend und so viel als möglich im Schatten bergend. Willenlos läßt Hubert Alles geschehen, er fühlt sich einer Ohnmacht nahe. Was er in den zwei verflossenen Tagen in dem steinernen Grabe erlebt, erfahren und erduldet, war zuviel für eines Menschen Kräfte gewesen und jetzt, dieser plötzliche Uebergang von einem sichern Tode zu neuem Leben, von finsterer Nacht zu dem sonnigen Lichte des Tages — wohl im Stande, ihn vollends zu betäuben, darniederzuwerfen.

Wohl ihm, daß es so war, daß er das Entsetzliche, was nun auf der gefährlichen Stelle geschah, nur in unbestimmten Formen sah und miterlebte.

Das Drama, welches bis jetzt mit seinen wechselnden Scenen an uns vorübergezogen, hier sollte es sein Ende, die doppelte Frevelthat, vor langen Jahren begangen, hier sollte sie ihre Sühne finden. —

„Helft!“ keucht es mit heiserer Stimme aus dem Ge-

wölbe hervor und in der Oeffnung zeigen sich der Kopf, die Schultern des zweiten Verschütteten.

Hubert ist geborgen, regungslos, das Gesicht abgewendet liegt er an sicherer Stelle auf den Steinen. —

Von ihm wendet Jost sich nun ab, sein noch eben so freudig erregtes Antlitz hat beim Klang jener Stimme einen tiefen Ernst angenommen. Schweigend bückt er sich nieder und hilft dem sich Abarbeitenden durch die Oeffnung und in's Freie.

Was nun erfolgte war rascher geschehen als in Worten darzulegen.

Auf dem kleinen Mauervorsprung steht Wenz. Doch nicht schaut er sich um, nicht scheint die furchtbare Tiefe, welche zu seinen Füßen gähnt, ihn zu schrecken. Unbeweglich starrt er seinen Befreier, der hochaufgerichtet mit flammendem Blick auf ihn niederschaut in das Antlitz.

Jost hat den Bruder trotz der Jahre, trotz der furchtbaren augenblicklichen Veränderung wiedererkannt.

Jetzt spricht der Schäfer mit starker, tiefernster Stimme: — „Wenz!“ —

Dies eine Wort bringt Leben in die regungslose Gestalt. Die Brust scheint nach Athem, die Lippe nach Worten zu ringen. Die Hände fahren zuckend durch die Luft, als ob sie ein drohendes Schreckbild verscheuchen wollten. Noch einen Schritt weicht er zurück — unabläſſig bleibt das Auge des Bruders auf ihn, den Ver brecher gerichtet — dem Abgrnnd ist er nahe. Endlich vermag der Unglückliche zu reden: — „Jost! — Jost!" ruft er mit einem furchtbaren Aufschrei. Eine neue Bewegung des Schreckens — denn auch er hat den Bruder den er zum Verbrecher gestempelt, wiedererkannt — da gleitet sein Fuß — und das Gesicht vor Schrecken verzerrt, wohl einen Ruf des Erbarmens auf den Lippen — stürzt er rückwärts hinunter und in die Tiefe. —

Keinen Laut des Entsetzens läßt Jost hören. Er faltet die Häude und den Blick nach oben gewendet, spricht er betend:

„Das Gericht Gottes! — mag es dem Verbrecher dort oben gnädiger sein denn hier auf der Erde, wo seine That ihn richtete, die nun ein furchtbarer Tod gesühnt!" —

Nun erst wirft er einen Blick in die Tiefe.

Der Nachen, den er früher bemerkt, war just beim Fuße der Felsen angekommen. Die drei Männer hatten den Sturz des Körpers von der furchtbaren Höhe gesehen, der fast zu ihren Füßen niedergefallen war und nun zerschmettert dort unten auf den Steinen am Ufer lag. Der Kahn lenkte hastig auf die Stelle zu und die Unruhe seiner Insassen zeigte, daß sie sich mit dem Verunglückten beschäftigten.

Nun wandte Jost schaudernd sein Auge von diesem entsetzlichen Bilde ab und näherte sich Hubert, um zu sehen, wie es um diesen stehe.

Der junge Mann hatte sich nicht geregt. Wie gelähmt und durch einen Nebelschleier hatte er das Geschehene mitangesehen und entsetzt schaute er nun fragend dem Schäfer in das Antlitz.

„Er ist gerichtet!" sprach dieser. „Es war Wenz, der Mörder des Herrn von Beuren."

„— Der Mörder meines Vaters!" wiederholte Hubert leise. Dann, mit belebterem Blick sprach er weiter. „Und Ihr — Ihr seid Jost?"

Befremdend schaute Jost den jungen Mann bei den ersten seltsamen Worten an. Dann nickte er bejahend und sagte:

„Nicht länger brauche ich es mehr zu verbergen. Ich bin Jost und rein der That, deren man mich geziehen."

„Der Vater meiner Ammi!" fuhr der junge Mann freudig fort. „O kommt, führt mich zu ihr, zu Eurem Kinde, damit sie nicht länger tödtliche Sorge um uns hege." —

Als ob der Gedanke an die Geliebte seine Schwäche vollständig gebannt und ihm Kräfte gegeben, erhob sich Hubert, um mit seinem Retter die Höhe zu erklimmen. Doch plötzlich hielt er inne.

Ernst wurde der Ausdruck seines Gesichtes und er sagte:

„Noch einmal muß ich zurück in das Gewölbe, welches bald mein Grab geworden, um das Kleid meines so grausam gemordeten Vaters, das einzige Andenken an ihn, zu holen. Hier, Jost, nehmt diesen Brief, den ich in der Uniform des Getödteten gefunden, leset ihn und meine Reden werden Euch nicht mehr räthselhaft dünken."

Mit diesen Worten hatte er dem staunenden Manne den Brief des Capitains in die Hände gedrückt und ehe Jener nur einen Versuch machen konnte, Hubert von seinem Vorhaben abzubringen, war der junge Mann bereits durch die Oeffnung gestiegen und in dem dunklen Gewölbe verschwunden.

Jost setzte sich auf die Steine nieder und las. —

Er schaute nicht auf und bemerkte nicht, daß Hubert mit der zerschossenen blutbefleckten Uniform, der Reliquie seines Vaters, schon eine Weile vor ihm stand, so gewaltig ergriff und bewegte ihn das, was er aus den Zeilen des Capitains erfuhr.

„Wunderbare Fügung!“ murmelte er endlich, sinnend vor sich niederblickend.

„Kommt, Vater!“ rief Hubert, ihm die Hand entgegenstreckend; „führt mich vollends hinauf und in's Leben, das hoffentlich für uns Alle ein neues und schönes werden soll.“

Der Alte blickte auf. In seinem Auge perlte eine Thräne und der Blick, den er auf Hubert richtete, war

ein ganz anderer denn früher: statt Liebe schien er Ehrerbietung auszudrücken — er galt wohl dem neuen, wirklichen Herrn von Beuren.

Hubert glaubte die Gedanken des Alten zu errathen. Sein Auge blitzte auf und mit innigem Ton, auf's Neue die Hand seinem Retter bietend, sprach er:

„Den Vater, den ich nie gekannt, hab' ich verloren — Friede seiner Asche! — In Euch schenkt mir der Himmel ihn wieder! Nehmt mich auf als Sohn, und die Liebe, welche ihm, dem Unbekannten gegolten, soll Euch in reichstem Maße werden."

Da hielt sich Jost nicht länger. Seines Kindes gedenkend, dessen Lebensglück er an der Seite eines solchen Herzens bis an's Ende festgegründet sah, reichte er Hubert die Hand und zog ihn an sein Herz.

Eine stumme ergreifende Pause folgte, dann ermannte sich Jost und rief mit fester Stimme:

„Voran denn — mit Gott!"

Einander helfend, sich führend und stützend, arbeiteten sich die beiden Männer die hochaufgethürmten Steintrümmer hinan.

Es war noch ein schwieriges, gefährliches Beginnen, doch glücklich wurde es zu Ende geführt und endlich — endlich standen sie hoch oben auf den Ruinen.

Jetzt erst konnten sie rufen:

„Gerettet! — Dem Herrn Preis und Dank!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eilftes Capitel.

Schluß — und Epilog:

Nur noch Weniges bleibt dem Erzähler zu berichten übrig. —

Auf dem Wege über den Montroyal nach Traben sahen Jost und Hubert mehrere Leute, welche ihnen rasch entgegenkamen. Plötzlich wurde der laute Aufschrei einer weiblichen Stimme laut, ein Mädchen löste sich von der Gruppe ab und eilte mit fliegender Hast anf die Näherkommenden zu.

Es war Ammi. Auch Hubert hatte sie erkannt und bald lagen sich Beide in den Armen, vor Freuden weinend und kaum eines Wortes fähig. —

Etwa eine Stunde später als der Schäfer fortgeeilt, war Kattrein mit ihrem Burschen in Beurenhof angekom-

men, ohne bessere Nachricht zu bringen. Nun hielt es Ammi nicht länger im Schlosse. Das Wägelchen wurde aus dem Schuppen, der zweite Gaul aus dem Stalle geschafft und rasch brachte der junge Bursche das Gefährt in Ordnung. Bald fuhren die Drei, das Schloß der Obhut der Wirthschafterin überlassend, auf dem nächsten Wege nach Trarbach, wo sie übersetzten und dann mit mehreren Leuten, die sich ihnen angeschlossen, den Montroyal erstiegen.

Hier fand Ammi den Geliebten wieder, den sie in ihrer Herzensangst schon als todt beweint, hier schloß sie ihn in ihre Arme. Dann führte Hubert sie zu Jost — zu ihrem Vater.

„Mein Ahnen!" jauchzte Ammi, das bleiche Gesicht des Mannes mit Küssen bedeckend, unter Freudenthränen Worte der Liebe zu ihm redend, wie sie ihr Herz, der schöne, wahrhaft geheiligte Augenblick ihr eingaben.

Wie Himmelstöne dünkte jeder Laut dem armen Jost, der so viel um sein Kind erduldet hatte und sich nun überreich dafür belohnt sah.

Mit wenigen Worten erklärte Hubert den staunenden Zuschauern dieser ergreifenden Scene, daß der Mann dort Jost, der Fischer sei, den man vor Jahren fälschlich eines furchtbaren Verbrechens angeklagt. Er forderte sie auf,

hm nach Trarbach zu folgen, wo er vor Schöffen und Schultheiß die Wahrheit seiner Worte beweisen werde.

Also geschah es.

Weitere Zeugen seiner Aussage waren fast zu gleicher Zeit mit Hubert in Trarbach angelangt: der Nachen mit der Leiche des Verbrechers, mit Nickel und Hans-Görgel, welche Beide vor Gericht und eidlich den Todten, der Eine als den sogenannten Herrn von Beuren, der Andere aber als den ehemaligen Dragoner Wenz und Diener des erschlagenen Capitains erkannten. Des Letzteren Uniform, sein Brief, welchen Hubert producirte, bestätigten die Aussagen, wie auch die Rechte, welche der junge Mann auf das Besitzthum seiner Vorfahren, auf Schloß Beurenhof mit seinen Gütern hatte. Zugleich wurde die Unschuld des früher fälschlich Angeklagten in aller Form festgestellt.

Wie staunten die Zuhörer dieser merkwürdigen Enthüllungen, die sich rasch, wie ein Lauffeuer in der Stadt, dann in der ganzen Gegend verbreiteten! Die Wirkung auf die näher dabei Betheiligten war jedoch eine ganz verschiedene, Ammi hegte nur einen Gedanken: den Geliebten, den Vater hatte sie wiedergefunden, ob der Mann ihres Herzens nun ein einfacher Beamter oder ein reicher adeliger Herr sei, darauf achtete sie nicht. Sein Besitz allein war ihr Glück. Der arme Komödiant aber sah

seinen ganzen Glückstraum zerstört, doch tröstete ihn die Versicherung Huberts, daß dieser den Dienst, den sein Kommen, sein rechtzeitiges Zeugniß ihm geleistet, nie vergessen werde, auch folgte diesen Worten schon die Aufforderung, mit Nickel nach Schloß Beurenhof zu ziehen. Letzterer sagte kein Wort. Er staunte auch nicht allzusehr, es war fast, als ob er auf Alles vorbereitet gewesen. Den jungen Herrn Justitiarius hatte er schon vom ersten Augenblick an sich gewöhnt als seinen künftigen Gebieter zu betrachten; daß er es nun wirklich, wenn auch auf eine andere Weise geworden, überraschte ihn nicht mehr und was seinen ehemaligen Herrn betraf, so hatte er im Grunde von allem Anfang an den Worten des sterbenden Herrn Gottfried geglaubt, wenn auch nie gewagt, weitere Schlüsse daraus zu ziehen und laut werden zu lassen, als die Bemerkung: daß der selige Herr Kammerdiener und Sekretarius am Ende doch kein Narr gewesen, wie sein zeitweiliger finsterer Herr gemeint.

Ungeheuchelte Freude, welche bald alles Staunen überwog, zeigten dagegen die Bewohner Trarbachs und der Umgegend, wie sie nur die merkwürdigen Vorfallenheiten erfuhren und drückten sie dies auch in herzlichster Weise den Hauptbetheiligten aus. Gelegenheit dazu fanden sie sogleich. Nachdem der neue Herr von Beuren mit den

Seinen, Ammi und Jost, Nickel und Hans-Görgel den Gerichtssaal verlassen, wo diesmal ein unbefangener und somit auch gerechter Richter die Verhandlung geleitet, da sprach Hubert nur ein Wort zu Ammi und schweigend folgte ihm das Mädchen. Anstatt das ihrer harrende Gefährt aufzusuchen, gingen sie hinab zur Mosel und ließen sich nach Traben hinüberfahren. Still und in sich gekehrt schritten sie dann der Kirche, dem dortigen stillen Friedhof zu, und stumm, ergriffen folgten dem Paare die Uebrigen, die immer größer werdende Menge.

Ein eingesunkener, doch frisch grünender Hügel, ein morsches, halbverfaultes hölzernes Kreuz, das durch die Mauer, wider die es sich lehnte, vor gänzlichem Verfall geschützt wurde, das war das Grab des Erschlagenen, des Capitains Hans von Beuren. Hier weilten Hubert, Ammi und Jost. Der junge Mann warf sich auf die Erde nieder, weinte und betete für die Ruhe des Vaters, der ihm und der Mutter auf so grausame Weise genommen worden war.

Dieser Pflicht, nein! dem Drange seines kindlichen Herzens genügt, das tiefe Weh des Augenblicks überwunden, blickte Hubert wieder lebensfrisch in die Welt und auf seine Lieben, die ihm zur Seite standen.

Nun ging es heimwärts.

Ueberall auf ihrem Wege kamen die Leute heran, sogar solche aus den Ortschaften Litzig und Kewenig, und Jost, sein Kind, sowie der Sohn des Erschlagenen wurden in freundlichster, herzlichster Weise begrüßt. Den Kewenigern trug der neu auflebende Jost Grüße auf an das wackere Weib des Holländer-Rickes und daß er bald mit Ammi kommen werde, um ihr zu danken was die gute Frau für sein Kind gethan.

In Trarbach bestiegen Ammi und Kattrein das Gefährt, Nickel kutschirte und während die Männer nebenher gingen, fuhr das Wägelchen langsam die steile Höhe hinan. Oben, auf dem Hochplateau angekommen, hatte das Gefährt Platz für Alle und so rasch als möglich ging es über die Haide dem Schlosse Beurenhof entgegen, wo Marei und Bärbel die Ankommenden empfingen.

Auch hier überwog die Freude bald das anfängliche gewaltige Staunen; nur Marei machte ihrem Schwager schüchtern Vorwürfe, daß er kein größeres Vertrauen zu der Schwester seines todten Weibes gehabt.

„Ihr hättet dem Jost doch nicht mehr Gutes erweisen können, als ihr dem Grates gethan!“ entgegnete der Schäfer. —

In der Kirche des nahen Dörfchens wurde bald das junge Paar getraut. Der dortige Pfarrer vollzog die hei-

lige Handlung und schrieb dann in stiller Stunde die merkwürdigen Erlebnisse des neuen Herrn von Beuren in sein Kirchenbuch — wodurch sie bis auf uns gekommen und dem Erzähler es möglich geworden, sie in schlichter Form seinen Lesern vorzuführen. —

Mit wenigen Worten sei noch der weiteren Schicksale der verschiedenen Personen unserer Erzählung, sowie der Orte gedacht, an denen sie sich bewegt.

Der neue Herr von Beuren bezog mit seiner jungen Gemahlin Schloß Beurenhof, das nun sammt Garten einer gründlichen Herstellung unterworfen wurde. Nur ein kleines Fleckchen, die Steinbank mit ihrer Umgebung, dort, wo Hubert sein schlafendes Dornröschen zum ersten Mal erblickt und erlöst, blieb unberührt. Alle Räume des Schlosses waren bald in vollständig bewohnbarem Zustande, dagegen wurden die beiden Zimmer, welche der frühere Inhaber Beurenhof's bewohnt, für immer verschlossen. Das dort in der Schreibkommode angehäufte Gold, Eigenthum des rechtmäßigen Erben, die Pretiosen der Familie, die Kleider des früheren wirklichen Besitzers des Schlosses, wurden entfernt, die von Wenz herrührenden Papiere, dessen alte Uniform aber in dem entweihten Möbel

verwahrt. Noch ließ Herr Hubert von Beuren das Portrait des Wenz in das Zimmer bringen, dann wurden die Läden, die Thüren geschlossen und die beiden Räume waren für die Bewohner Beurenhofs nicht mehr vorhanden.

Manche neue Bewohner hatten die übrigen, bis dahin so öden Zimmer erhalten. Der treue Nickel, der nun Frau Bärbel als sein Weib dem jungen Schloßherrn vorstellen konnte, wurde Verwalter des ganzen Anwesens und Frau Bärbel besorgte die innere Wirthschaft. Der lustige Hans-Görgel blieb ebenfalls im Schlosse: er schwang sich bald zu einer Art von Factotum empor, das überall thätig war, anordnete, half und zugleich durch seine immerwährende gute Laune, seine Späße, Alles erheiterte. Und zu thut gab es genug, wie auch der arbeitenden Leute, die anzuleiten, anzufeuern und zu überwachen waren. Dem Komödianten und ehemaligen Hanswurst wurde Schloß Beurenhof ein ruhiges, sicheres Asyl für das mit raschen Schritten herannahende Alter und in seinem Herzen war er dem Schloßherrn und seiner schönen jungen Gemahlin dankbar, daß sie ihm den Aufenthalt in diesem Paradiese, den er sich in seinen kühnsten Träumen nicht zu wünschen gewagt, gestatteten.

Daß Vater Jost nunmehr im Kreise seiner Kinder ebenso glückliche Tage verlebte, als vordem traurige, braucht

wohl nicht erwähnt zu werden, ebensowenig als daß das Glück des jungen Paares ein dauerndes war.

Nachdem die ersten Anordnungen getroffen, hatte Hubert sich mit Ammi auf den Weg nach Rhense gemacht, um den Ohm aufzusuchen und diesem die merkwürdige Wandlung seines Schicksals mitzutheilen. Der würdige Mann freute sich des neuen Glücks des Sohnes seiner Schwester. Sofort that er die nöthigen Schritte, um seine amtliche Stellung, wie die Huberts, durch andere Persönlichkeiten besetzen zu lassen und mit dem Neffen zog er nach Beurenhof, um dort in Ruhe seine Tage zu beschließen.

Noch oft kehrte Hubert zu seiner geliebten Kunst zurück. Sein eigenes Portrait versuchte er als Seitenstück zu dem Portrait Ammi's zu malen und als der Versuch gelungen, wurden für beide Bilder in dem Salon passende Plätze gesucht.

Ein still=heiteres, glückliches Familienleben, dem die alte Marei und Kattrein, welche ihren Bast geheirathet und nun die Wirthschaft auf dem chur=kölnischen Amthof führte, sich oftmals anschlossen — sah nun Schloß Beurenhof, bis mit den Jahren unausbleibliche traurige Veränderungen darinnen vorgingen. Da verließ die junge Herrschaft das einsam gewordene Schloß und zog nach Köln, der Vaterstadt Hubert's und in das große Haus,

welches einstens Eigenthum der Eltern seiner Mutter gewesen, welches er zur Freude des alten Ohm schon früher — bei dessen Lebzeiten, angekauft. Wohl noch oft kehrte die Familie an die Mosel zurück, doch wurden diese Besuche stets seltener — bis sie endlich aufhörten.

Eine neue, doch schlimme Zeit war herangekommen, und wilde, halbnackte Soldatenschaaren, Sansculotten genannt, durchzogen das Land, Freiheit predigend, doch die grausamsten Unterdrückungen ausübend. Da wurde das Reisen von Köln nach der Mosel zur Unmöglichkeit. —

Schloß Beurenhof wurde wieder öde, sein Garten verfiel auf's Neue. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine andere Generation kam — sie nahm weniger Interesse an dem Stammsitz ihrer Vorfahren, auch waren die Zeiten einer beschaulichen Ruhe nicht günstig. Nach größeren Städten zog es die reichen Familien mit adeligen Namen und auch die von Beuren thaten also. Um das alte halbverfallene Schloß an der Mosel mit seinem verwilderten Garten kümmerte man sich nicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch unaufhaltsam schreitet die Zeit voran; Jahre fliehen, Menschen kommen und gehen — auch der letzte

Herr von Beuren war dahingegangen, wo seine Ahnen ruhten. Sein Erbe wurde verkauft, Schloß Beurenhof an der Mosel kam in andere, fremde Hände, die nur ihr Interesse im Auge, kalt jede Erinnerung an die Vergangenheit zerstörten. — Da sah der Schreiber dieser Zeilen das alte geheimnißvolle Schloß mit seiner stillen, wirren Gartenwildniß und auch den Montroyal, mit seinen Trümmern, wie er am Anfang dieser Geschichte seinen Lesern erzählt.

Ende.



